

6 Das Analogiephänomen in der Lexik

Es ist sicherlich unmittelbar verständlich, dass wir optisch fassbare Bilder als Zeichenträger verwenden, um uns abstrakte Denkinhalte auf ikonische Weise ins Bewusstsein zu rufen. Etwas komplizierter wird es allerdings, wenn wir zu diesem Zweck sprachliche Zeichen lexikalischer, grammatischer und textueller Art verwenden. Diese können wir nämlich, abgesehen von lautmalerschen Zeichen, in der Regel nicht spontan hinsichtlich ihrer jeweiligen Objektbezüge verstehen, weil deren referentielle Bezüge auf erlernten sozialen Konventionen beruhen und außerdem in einem sehr hohen Maße durch typisierende Musterbildungen geprägt werden, die eine interpretierende und heuristische Funktion haben, die wiederum bedeutsame historische und kulturelle Implikationen haben.

All das bedeutet, dass die Denkfigur vom Zauberstab der Analogie auf der Ebene sprachlicher Zeichen in einem sehr hohen Maße ganz anders verstanden werden muss, als auf der Ebene von bildlich direkt wahrnehmbaren Zeichen. Sprachliche Zeichen aller Art haben sehr viel komplexere interpretative Implikationen als natürliche ikonische Zeichen bzw. Bilder. Dabei spielt dann nicht zuletzt auch eine große Rolle, dass sprachliche Zeichen nicht nur einen sachlichen Fremdbezug haben, sondern auch einen immanenten sprachlichen Selbstbezug, was insbesondere grammatische und metaphorische sprachliche Zeichenformen exemplifizieren.

Im üblichen logischen Denken sind solche selbstbezüglichen Sinnbildungsprozesse natürlich höchst verpönt, weil sie den Aktivitäten von Münchhausen ähneln, sich am eigenen Schopfe aus dem Sumpf zu ziehen. Im hermeneutischen Denken sind solche Verfahren aber überhaupt nicht zu vermeiden, weil es hier gleichsam die Regel ist, sprachliche Formen auch durch sprachliche Formen näher zu erläutern. Hier ist jede Sachthematik nämlich untrennbar mit der Zeichenthematik verschlungen und verwachsen. Das hat Hugo von Hofmannsthal sehr prägnant in dem folgenden Bilde festgehalten, das auch auf die kulturellen Implikationen der Sprache aufmerksam macht: „*Wenn wir den Mund aufmachen, reden immer zehntausend Tote mit.*“⁹⁹

99 H. von Hofmannsthal: Gesammelte Werke in Einzelausgaben, Prosa Bd. 1. 1950, S. 267.

6.1 Begriffe als analysierende und strukturierende Zauberstäbe

Auf den ersten Blick neigen wir sicherlich nicht zu der Vorstellung, Begriffe bzw. lexikalische Ordnungsmuster mit der Vorstellung von erschließenden Zauberstäben in Verbindung zu bringen. In der Denktradition der platonischen Ideenhypothese sind wir nämlich dazu disponiert, zumindest richtig gebildete Begriffe eher als geistige Grundbausteine der Welt anzusehen, die eher eine abbildende Repräsentationsfunktion als eine heuristische Erschließungsfunktion besitzen. Deshalb wird dann auch insbesondere wissenschaftlich fundierten Begriffen meist eine ganz besonders hohe Erkenntniskraft und Legitimation zugebilligt, obwohl sie bei näherer Betrachtung auch nur eine bestimmte perspektivierende Ordnungsfunktion für ganz bestimmte Erkenntnisziele haben und keine abbildende ontische Repräsentationsfunktion an sich.

Ein genauerer Blick zeigt nämlich, dass nicht nur die Begriffsmuster der natürlichen Sprache, sondern auch die der formalisierten Wissenschaftssprachen aus ganz bestimmten Erkenntnisinteressen hervorgehen und keine Stellvertreter von vorgegebenen ontischer Seinsmuster sind, sondern nur ontologische Erschließungsmuster, die sowohl historisch als auch systematisch recht unterschiedlich ausfallen können, eben weil sie kulturbedingte Ordnungsmuster sind. Gleichwohl ist aber festzuhalten, dass alle lexikalischen Ordnungsmuster in der Regel pragmatisch relevante Gestaltungsmuster repräsentieren, ohne die wir uns die menschliche Erfahrungswelt strukturell nicht sinnvoll erschließen könnten. Im Prinzip können alle lexikalischen Begriffsmuster als vereinfachende und typisierende Ordnungsmuster angesehen werden, die eher heuristisch motivierte Gestaltungsfunktionen als verdoppelnde Abbildungsfunktionen erfüllen.

Dieses Urteil lässt sich schon durch sehr elementare sprachliche Tatbestände legitimieren. Zu Recht können wir nämlich in der Sprache zwischen Eigenamen (*nomina propria*), die individuelle Wahrnehmungsgrößen benennen, und Begriffs- bzw. Gattungsnamen (*nomina appellativa*) unterscheiden, die spezifizierende sprachliche Ordnungsmuster benennen. Letztere können von Sprache zu Sprache bzw. von Wissenschaft zu Wissenschaft recht unterschiedlich ausfallen, da sie ja Ergebnisse unterschiedlicher Differenzierungs- und Verähnlichungsanstrengungen sind, die alle bestimmte Schwächen und Stärken haben. Das können vielleicht folgende Überlegungen plausibel machen.

Alle Wahrnehmungsmuster mit Einschluss von Spiegelbildern und sprachlichen Begriffen verdoppeln nicht vorgegebene Originale, sondern erschließen uns diese in einer ganz bestimmten Wahrnehmungsperspektive durch abstrahierende Vereinfachungs- und Abstraktionsprozesse, die unsere Aufmerksamkeit

immer auf ganz spezifische Teilaspekte von Wahrnehmungsgegenständen richten, wobei sie zugleich auch dazu tendieren, diese zu autonomen Seinsphänomenen zu transformieren. Beispielsweise verselbständigen uns Substantive Wahrnehmungsphänomene tendenziell zu bestimmten Sachtypen, die einen Substanzcharakter zu haben scheinen, Verben verselbständigen uns Wahrnehmungsphänomene zu bestimmten Bewegungstypen und Adjektive verselbständigen uns sinnliche und kognitive Wahrnehmungen zu bestimmten Eigenschaftstypen. Grammatischen Formen wie etwa Konjunktionsformen, Tempusformen oder Modusformen verselbständigen uns bestimmte Relationsmöglichkeiten zu natürlich vorgegebenen ontischen Relationstypen.

Die selektierenden und akzentuierenden Funktionen von sprachlichen Begriffs- bzw. Musterbildungen exemplifiziert sehr schön eine Anekdote von Cicero und Plinius über den antiken Maler Zeuxis von Herakleia. Für ein Gemälde der schönen Helena habe er sich nicht mit der Person eines schönen Mädchens als eines exemplarischen Modells begnügt. Er habe vielmehr fünf schöne Mädchen ausgewählt, deren einzelne Vorzüge er dann zu einem idealen Frauenbildnis von makelloser Schönheit vereinigt habe.¹⁰⁰ Diese Anekdote veranschaulicht sehr schön, dass Bilder ebenso wie sprachliche Ordnungsmuster eine typisierende Grundstruktur haben, die auf idealisierenden und vereinfachenden Abstraktionen beruhen, was natürlich insbesondere für sprachliche Ordnungsmuster zutrifft. Diese abstrahierende Analogisierungstendenzen prägen im Prinzip alle kulturellen Ordnungsmuster, mit deren Hilfe wir unübersichtlichen und komplexen Einzelerfahrungen die Form einer übersichtlichen allgemeinen Ordnungsform geben können.

Allerdings ist nun auch festzuhalten, dass bei sprachlichen und insbesondere bei lexikalischen Musterbildungen der typisierende Ordnungsgedanke sehr viel deutlicher hervortritt als der Analogiegedanke bei dem Verständnis von Bildern, weil bei Begriffsmustern von vornherein optische Ähnlichkeiten zugunsten von kategorialen transzendiert werden. Beispielsweise ähneln sich Elefanten, Mäuse und Wale optisch kaum, aber hinsichtlich ihres Fortpflanzungsverfahrens sehr wohl, wenn wir sie begrifflich allesamt als *Säugtiere* zusammenfassen.

Das bedeutet, dass hinter lexikalischen Begriffsbildungen nicht immer optische Analogien stehen, sondern auch funktionale, pragmatische, wertende, kulturelle usw. Es bedeutet weiter, dass Begriffe faktisch auch aus der intentionalen Gleichsetzung des Ungleichen resultieren können bzw. aus Vereinfachungsprozessen, die auf sehr unterschiedliche Weise das Ungleiche in lebensdienlicher Weise so vereinfachen, dass dadurch das praktische Handeln erleichtert wird,

100 B. Schweitzer: Platon und die bildende Kunst der Griechen. 1953, S. 55.

was natürlich ganz bestimmte sachliche Verzerrungen nie gänzlich ausschließt. Diese Vereinfachungsfunktion von Begriffen hat Hegel deshalb auch zu folgender These inspiriert: „*Die Sprache ist Ertötung der sinnlichen Welt in ihrem unmittelbaren Dasein [...]*“.¹⁰¹

Die Vorstellung, dass sich unsere Begriffsbildungen nicht zwingend nach unseren faktischen bzw. unmittelbaren sinnlichen Eindrücken und empirischen Erfahrungen richten, sondern auch nach unseren individuellen Erkenntniswünschen bzw. Ordnungs- und Gestaltungszielen, hat nicht erst der moderne Konstruktivismus ins Spiel gebracht. Sie hat nämlich schon seit der Antike eine lange Tradition, die insbesondere im mittelalterlichen Nominalismus deutlich hervorgetreten ist. Hier wurden nämlich Begriffe bzw. das Begreifen von etwas schon als ein Produzieren durch das menschliche Denken verstanden (*concipere enim est producere intra se*).¹⁰²

Insbesondere Allgemeinbegriffe (*universalia*) wurden im Nominalismus als Produkte des Denkens bzw. als methodische Fiktionen angesehen, über die nicht bestimmte Dinge selbst in unser Bewusstsein gerufen werden, sondern bestenfalls bestimmte Eigenschaften und Aspekte von ihnen, die dann jeweils in ganz spezifischen Betrachtungsweisen fassbar werden (*intentiones animae, opinionnes, res fictae*). So gesehen werden im Nominalismus die Fundamente von Begriffen von den Dingen mehr und mehr in die Formen des menschlichen Nachdenkens über die Dinge verlegt, in denen bestimmte Ähnlichkeiten von ihnen herausgearbeitet werden können. Auf diese Weise transformieren sich Begriffe von bestimmten Dingen mehr und mehr von ideellen Abbildern zu operativ motivierten Hypothesen der wahrnehmenden Subjekte über die innere Natur der wahrzunehmenden Denkgegenstände. Daraus ergab sich dann die Konsequenz, dass die Vorstellung einer stabilen Analogie oder Symmetrie zwischen Seinsformen (*modi essendi*), Wahrnehmungsformen (*modi intelligendi*) und Sprachformen (*modi significandi*) sich nicht mehr aufrecht erhalten ließ, die ja traditionell als Grundlage aller sprachlichen Begriffsbildungen angesehen worden war.

Diese Konsequenzen des nominalistischen Denkens wirken auch im Denken Kants nach. In seiner Erkenntniskritik hat er ausdrücklich betont, dass die traditionelle Grundauffassung nicht zu halten sei, „*alle unsere Erkenntnis müsse sich nach den Gegenständen richten*.“ Stattdessen solle man es seiner Meinung nach doch einmal versuchen, ob wir in der Metaphysik nicht dadurch besser so fortkämen, „*daß wir annehmen, die Gegenstände müssen sich nach unserer Erkenntnis*

101 G. W. F. Hegel: Nürnberger Schriften. Werke Bd. 4, S. 52, § 159.

102 Petrus Aureoli. Zitiert nach H. Rombach: Substanz, System, Struktur. Bd. 1, 1965, S. 90.

richten [...].“¹⁰³ Diese Denkposition impliziert dann natürlich eine beträchtliche Aufwertung des Sprach- und Kulturphänomens für die Erkenntnistheorie. Das dokumentiert sich dann auch sehr klar in der folgenden These des Neukantianers Cassirer: „Denn der Inhalt des Kulturbegriffs läßt sich von den Grundformen und Grundrichtungen des geistigen Produzierens nicht loslösen: das ‚Sein‘ ist hier nirgends anders als im ‚Tun‘ erfaßbar.“¹⁰⁴

Diese Aufwertung der subjektbedingten Erkenntnisinteressen bei der Wahrnehmung von Gegenstandswelten hat der Kunsttheoretiker Erwin Panofsky im Anklang an Cassirers Theorie der *symbolischen Formen* als eine „Objektivierung des Subjektiven“ gekennzeichnet.¹⁰⁵ Das ist von ihm nicht im Sinne des modernen Konstruktivismus oder gar Solipsismus gemeint, sondern schlicht und einfach in dem Sinne, dass jede menschliche Wahrnehmung bzw. Objektivierung von etwas von einem bestimmten Sehepunkt bzw. in einer ganz bestimmten Perspektive erfolgen muss und nicht in einer göttlichen Sicht von nirgendwo. Es bedeutet dann weiter, dass jede menschliche Begriffsbildung notwendigerweise subjekt- und kulturbedingte Implikationen hat und sich in ihren jeweiligen Objektivierungsstrategien nicht nur an dem jeweiligen Wahrnehmungsgegenständen selbst orientiert, sondern immer auch an den Wahrnehmungsinteressen der jeweiligen Subjekte und Kulturen.

Ganz ähnlich hat auch der Kunsthistoriker Rudolf Arnheim argumentiert, als er die zentralperspektivische Malerei in einer Weise beschrieben hat, die mit der Denkfigur des Zauberstabs der Analogie in einen exemplifizierenden Zusammenhang gebracht werden kann: „Die perspektivischen Verzerrungen werden nicht durch Kräfte verursacht, die in der dargestellten Welt selbst stecken. Sie sind der anschauliche Ausdruck der Tatsache, daß diese Welt ‚gesehen‘ wird.“¹⁰⁶

Auf der Ebene der Begriffsbildungen bzw. der sprachlichen Objektivierung der menschlichen Wahrnehmungswelt zeigt sich die Objektivierung des Subjektiven sehr deutlich darin, dass dabei natürlich nicht nur die spezifischen Eigenschaften von Dingen thematisiert werden, die für Menschen auf irgendeine Weise relevant sein können, sondern auch darin, dass in diesen Prozessen prinzipiell nur das berücksichtigt wird, was der menschliche Wahrnehmungsapparat überhaupt erfassen und von anderen Phänomenen unterscheiden kann. Das bedeutet dann auch, dass es in jeder faktischen Wahrnehmung immer zu einer Symbiose von objekt-, subjekt- und kulturbedingten Wahrnehmungsfaktoren kommt. Das

103 I. Kant: Kritik der reinen Vernunft. Vorrede zur zweiten Auflage. Werke, Bd. 3, S. 25.

104 E. Cassirer: Philosophie der symbolischen Formen. Bd.1. 1964⁴, S. 11.

105 E. Panofsky: Die Perspektive als „symbolische Form“. 1927, S. 287.

106 R. Arnheim. Kunst und Sehen. 1978, S. 287.

exemplifiziert sich sehr deutlich gerade in solchen Sinnbildungsprozessen, die lexikalischen Kompositabildungen zugrunde liegen. Diese zeigen nämlich sehr deutlich, dass Begriffsbildungsprozesse nicht nur als gegenstandsbezogene Deskriptionsprozesse zu beurteilen sind, sondern auch als subjektbezogene Urteilsprozesse, die zugleich immer auch Beurteilungsprozesse sind.

Ganz besonders deutlich treten die immanenten Wertungsaspekte von Begriffsbildungsprozessen dann hervor, wenn in ihnen Negationsmorpheme verwendet werden. Ein *Unwetter* ist ja kein *Nicht-Wetter*, sondern ein Wetter, das nicht den menschlichen Erwartungen für normale Wettererscheinungen entspricht. Ein *Unkraut* ist kein *Nicht-Kraut*, sondern ein Kraut, das nicht in einen Garten oder auf einen Acker gehört. Unsere natürliche Sprache wäre kein universal verwendbares Objektivierungsmittel für Welt, wenn ihre Begriffsbildungen keine wertenden Implikationen hätten. Diese können sich allerdings kulturell und historisch ändern, wenn neue Erkenntnisse den jeweiligen anthropologischen Stellenwert von Erfahrungsphänomenen ändern. Das bedeutet, dass der Zauberstab von wertenden Analogiebildungen sich in der natürlichen Sprache nicht eliminieren lässt, ohne deren pragmatische Ordnungsfunktionen grundsätzlich zu schwächen.

Vordergründig betrachtet neigen wir allerdings dazu, insbesondere die Welt der wissenschaftlichen Begriffe als vertrauenswürdige abbildende geistige Objektivierungsmittel für die kognitive Erfassung der Welt anzusehen, obwohl das im Laufe der philosophischen Erkenntniskritik immer wieder in Zweifel gezogen worden ist. Insbesondere der mittelalterliche Nominalismus hat immer wieder betont, dass sich alle sprachlichen Begriffsbildungen aus wandelbaren menschlichen Differenzierungsbedürfnissen ableiteten (*ex institutione hominum*) und daher keineswegs immer eine wirklich verlässliche Basis außerhalb der menschlichen Unterscheidungsbedürfnisse hätten. Allenfalls könnte ihnen ein experimenteller Status zugebilligt werden. Diese Grundauffassung von der experimentellen Natur aller Begriffsbildungen spiegelt sich dann auch in den beiden folgenden Thesen Nietzsches wieder: „*Jeder Begriff entsteht durch Gleichsetzen des Ungleichen.*“¹⁰⁷ „*Der ganze Erkenntnis-Apparat ist ein Abstraktions- und Simplifikations-Apparat – nicht auf Erkenntnis gerichtet, sondern auf Bemächtigung der Dinge.*“¹⁰⁸

Diese beiden Thesen Nietzsches lassen sich über die sogenannte Abstraktionsleiter von Hayakawa sehr schön illustrieren. Dieser hat nämlich hervorgehoben, dass wir denselben konkreten empirischen Wahrnehmungsgegenstand

107 F. Nietzsche: Über Wahrheit und Lüge im außermoralischen Sinn. Werke Bd. 3, S. 313.

108 F. Nietzsche: Aus dem Nachlaß der achtziger Jahre. Werke Bd. 3, S. 442.

angefangen mit einem individualisierenden Eigennamen (Liesel die Kuh) über immer abstraktivere Begriffsnamen kategorial objektivieren könnten, die dann natürlich auch je unterschiedliche Umgangsformen mit ihm nahelegten: *Liesel, Kuh, Viehbestand, Betriebsinventar, Vermögen, Reichtum*. Je abstrakter die begriffliche Einordnung eines Wahrnehmungsgegenstandes werde, desto einfacher ließe sich dieser in Handlungs- und Beherrschungsprozesse einordnen und desto mehr verschwände dieser Gegenstand als ein möglicher Partner, zu dem eine dialogische Beziehung aufgebaut werden könne.¹⁰⁹

Hayakawas Abstraktionsleiter für lexikalische Begriffsbildungen veranschaulicht auch sehr überzeugend die Überlegungen Kants zum Nutzen und Nachteil von begrifflichen Abstraktionsprozessen in der Wahrnehmung von faktischen Gegenständen. *„Durch sehr abstrakte Begriffe erkennen wir an vielen Dingen wenig: durch sehr konkrete Begriffe erkennen wir an wenigen Dingen viel; – was wir also auf der einen Seite gewinnen, das verlieren wir wieder auf der andern.“*¹¹⁰ Diese immanente Dialektik von Begriffsbildungen erläutert Kant an anderer Stelle durch folgendes Beispiel: *„Viele Menschen sind unglücklich, weil sie nicht abstrahieren können. Der Freier könnte eine gute Heurat machen, wenn er nur über eine Warze im Gesicht oder eine Zahnücke seiner Geliebten wegsehen könnte.“*¹¹¹

Die hier zitierten Äußerungen zum pragmatischen Stellenwert von Abstraktionen bei Begriffsbildungen verdeutlichen, dass diese prinzipiell immer eine Zauberstabsfunktion haben, insofern sie alle spezifische Differenzierungs- und Integrationsfunktionen haben. Wenn wir nämlich individuelle Erfahrungsphänomene bestimmten Abstraktionsklassen zuordnen, dann machen wir immer auf ganz bestimmte Eigenschaften von ihnen aufmerksam und schatten eben dadurch andere als weniger wichtig ab. Das bedeutet, dass wir die jeweiligen Phänomene nicht mehr als individuelle Wahrnehmungsgrößen mit ganz spezifischen Einzelaspekten wahrnehmen, sondern als Phänomene, die Repräsentanten bestimmter Wahrnehmungsmuster bzw. Gattungen sind, was für den Umgang mit ihnen natürlich ganz bestimmte Vorteile und Nachteile haben kann. Je höher die jeweilige Abstraktionsklasse ist, desto mehr unterschiedliche Einzelphänomene können wir in sie einordnen und desto leichter können wir sie beherrschen, weil wir uns nicht auf ihre jeweiligen individuellen Besonderheiten einstellen müssen. Je niedriger die jeweilige Abstraktionsklasse ist, desto mehr

109 S. J. Hayakawa: Sprache im Denken und Handeln o. J., 4. Auflage. S. 187.

110 I. Kant: Allgemeine Elementarlehre. Werke Bd. 6, S. 531, A 156.

111 I. Kant: Anthropologie in pragmatischer Hinsicht. Werke Bd. 12, S. 413, BA 11.

können ihre jeweiligen Besonderheiten für uns hervortreten und desto individuellere Erfahrungen können wir mit ihnen machen.

Die Möglichkeit, dasselbe Erfahrungsphänomen auf unterschiedlichen Abstraktionsebenen zu thematisieren, ermöglicht es nun aber auch, schon über seine unterschiedlichen sprachlichen Benennungen ganz unterschiedliche Wahrnehmungsperspektiven bzw. Kontexte für dieses ins Bewusstsein zu rufen. Das gilt sogar auch dann, wenn wir ungefähr auf derselben Abstraktionsebene bleiben, aber Begriffe verwenden, die emotional ganz unterschiedlich akzentuiert sind wie beispielsweise die Begriffe *Pferd*, *Ross*, *Gaul*, *Mähre*, *Hengst*, *Stute* usw. Auf diese Weise lässt sich dann auch Ähnliches unähnlich machen und Unähnliches ähnlich. Das offenbart dann auch, dass alle Begriffsbildungen Indizien dafür sind, dass Menschen begrifflich bzw. mental sehr flexibel mit ihren konkreten Erfahrungswelten umgehen können.

Ebenso wie Menschen verfügen auch Tiere über kategorisierende Wahrnehmungsschemata, die allerdings weitgehend genetisch fixiert sind, weshalb sie in konkreten Wahrnehmungsprozessen dann auch nicht mehr so leicht zu variieren sind. Daher fallen Tiere in ihren Reaktionen auch sehr viel leichter als Menschen auf Attrappen herein. Bei Menschen garantiert dagegen die Vagheit von sprachlichen Begriffsmustern eine beträchtliche semantische Flexibilität dieser Muster in Wahrnehmungs- oder Reaktionsprozessen. Deshalb lassen sich die lexikalischen Ordnungsbegriffe in den natürlichen Sprachen im Gegensatz zu denen in den formalisierten Fachsprachen auch eher als vorläufige kontextsensitive Typisierungsbegriffe verstehen und weniger als abschließende statische Klassifizierungsbegriffe.

Diese Strukturverhältnisse in der natürlichen Sprache erleichtern dann auch die Bildung von Begriffsmustern, die als *Privativa* (abgeleitet von dem lat. Verb *privare* = berauben) bezeichnet werden wie etwa die Begriffe *das Nichts*, *das Loch*, *die Armut* usw. Diese sogenannten Privativa benennen nämlich keine in sich konsistenten Gegenstandsklassen, die spezifische faktische Ähnlichkeiten miteinander haben, sondern paradoxerweise die Abwesenheit von bestimmten konkreten Inhaltserwartungen. Das bedeutet, dass Privativa eigentlich gar keine konkret fassbaren Gegenstandsklassen benennen, sondern vielmehr enttäuschte Erwartungen, die sehr vielfältige Sinnbildungsfunktionen ausüben können. Deshalb hat Kant die Privativa auch nicht als Bezeichnungen für konkrete Seinsgrößen angesehen, sondern als systembedingte Denkfiguren, und sie nach dem Vorbild der Mathematik als „*negative Größen*“ bezeichnet, was allerdings nicht als „*Negation von Größen*“ verstanden werden dürfe. Das ermöglicht Kant dann auch,

Schulden als „*negative Kapitalien*“ zu bezeichnen.¹¹² Kurt Tucholsky hat auch nicht versäumt, dem Privativum „*Loch*“ eine sehr scharfsinnige satirische Analyse zu widmen, wobei er die aufschlussreiche Frage stellt, was denn aus einem Loch werde, wenn man es zustopfe.¹¹³

Privativa exemplifizieren sehr gut, dass bestimmte Wort- und Begriffsbildungen zwar eine kategorisierende Denkfunktion haben, aber keine gegenständliche Abbildungsfunktion, weil sie enttäuschte Erwartungen thematisieren, aber keine substanziellen Erfahrungsinhalte. Durch sie wird die Vorstellung der Existenz von vorgegebenen materiellen Bausteinen der Welt deutlich relativiert und die Vorstellung von hypothetischen mentalen Ordnungsgrößen erleichtert, was natürlich diejenigen Theoriebildungen sehr erleichtert, die unsere konkreten sinnlichen Erfahrungen deutlich transzendieren. Das ermöglicht dann beispielsweise auch, phänomenal so unterschiedliche Tiere wie etwa Elefanten, Wale und Mäuse, die optisch kaum große Ähnlichkeiten aufweisen, mit Hilfe der Kategorie *Säugetier* zusammenzufassen, da sich diese Lebewesen durch analoge Verfahren biologisch reproduzieren.

Die Vorstellung von ewig vorgegebenen Seinsmustern, die sich über Begriffe zutreffend auf der kognitiven Ebene objektivieren lassen, wurde kulturgeschichtlich durch die Evolutionstheorie entscheidend relativiert, da diese allen vermeintlichen Seinsmustern immer nur eine temporäre, aber keine ewige Gültigkeit zubilligt. Dabei spielte Ende des 18. Jahrhunderts dann auch die Entdeckung des sogenannten Schnabeltiers in Australien eine gewisse Rolle.

Dieses *Schnabeltier* stellte nämlich das Dogma von der prinzipiellen Differenz zwischen lebendgebärenden Säugetieren und eierlegenden Reptilien in Frage. Es legte nämlich einerseits Eier, die bebrütet werden mussten, und ernährte andererseits die geschlüpften Jungtiere durch Muttermilch, die durch Drüsen im Brustbereich des Muttertieres abgesondert wurden und die von den Jungtieren vom Fell der Mutter abzulecken waren. Durch diese biologische Entdeckung wurde es dann notwendig, den Begriff der Analogie auch bei naturwissenschaftlichen Begriffsbildungen zu flexibilisieren. Dadurch wurde dann auch der Substanzgedanke durch den Funktionsgedanken in Begriffsbildungsprozessen entscheidend geschwächt, weil alle begrifflichen Kategorisierungen sachlich und historisch flexibilisiert werden konnten. Der Analogiegedanke musste dabei bei Begriffsbildungsprozessen zwar nicht aufgegeben werden, aber er musste

112 I. Kant: Versuch, den Begriff der negativen Größen in die Weltweisheit einzuführen. Werke. Bd. 2, S. 781, 787.

113 K. Tucholsky: Zur soziologischen Psychologie der Löcher (1931). Gesammelte Werke, 1985. Bd. 9, S. 152–153.

nun doch zwangsläufig flexibilisiert werden, um seine strukturierenden Grundfunktionen bei Begriffsbildungsprozessen zu erhalten.

Der Funktionsgedanke legt im Gegensatz zum Substanzgedanken nämlich nicht nahe, Begriffe als naturimmanente Phänomene zu verstehen, sondern als funktionsbedingte menschliche Ordnungsmuster, die aus ganz bestimmten pragmatischen Differenzierungsbedürfnissen resultieren. Dieser Grundgedanke, der auch Wittgensteins Sprachspieltheorie zu Grunde liegt, hat schon im 18. Jahrhundert Lamberts Überlegungen zur Sprache entscheidend geprägt: „Denn da entsteht der Begriff, den man mit dem Worte verbindet, aus den Redensarten, in welchen das Wort gebraucht wird, und man richtet die Definition so ein, daß sie diesen Redensarten und Sätzen nicht zuwiderlaufe.“¹¹⁴

All diese Überlegungen legen es nahe, Begriffe nicht als Seinsmuster zu verstehen, sondern vielmehr als pragmatisch motivierte menschliche Denkmuster, die wie Fenster ganz bestimmte Perspektiven auf die Welt eröffnen und gerade dadurch bestimmte Wahrnehmungsmöglichkeiten für sie ermöglichen bzw. akzentuieren, indem sie andere abdecken oder zumindest abschatten. Das lässt sich auch dadurch plausibel machen, dass wir uns Überlegungen von Popper vergegenwärtigen, die beinhalten, dass Menschen gleichsam in drei unterschiedlichen, aber miteinander korrespondierenden Welten lebten, die wir uns sprachlich auch unterschiedlich objektivieren könnten.

Die Welt 1 ist für Popper die vorgegebene physikalische Welt, die Welt 2 die Welt unserer bewussten Wahrnehmungserlebnisse und die Welt 3 die Welt unserer kulturellen Denkgebilde und Wissensbestände. Popper ist nun der Auffassung, dass unser ganzes Wissen von der Welt 2 entscheidend von dem Wissen abhängt, welches sich in Welt 3 konkretisiert und angesammelt habe, und dass wir uns ständig darum zu bemühen hätten, unsere aktuellen Erfahrungen in der Welt 1 in Harmonie mit den Wahrnehmungsmustern der Welt 3 zu bringen. Deshalb sei unser ganzes Wissen von Welt 1 auch „*theoriegetränkt*“ bzw. sprachge-tränkt.¹¹⁵ Diese Grundauffassung Poppers entspricht dann auch der Grundauffassung Cassirers, dass die „*Logik der Sachen*“, auf denen der Aufbau einer Wissenschaft beruhe, sich letztlich nicht von der „*Logik der Zeichen*“ trennen lasse.¹¹⁶

Aus diesen Überlegungen lässt sich nun vielleicht eine unerwartete Hypothese über den kognitiven Wert von unscharfen Begriffsbildungen bzw. Analogiepostulaten ableiten. Diese sind so gesehen nämlich nicht prinzipiell als

114 J. H. Lambert: Neues Organon. Bd.2. Semiotik, § 351. 1764/1990, S. 642.

115 K. R. Popper: Objektive Erkenntnis. 1974², S. 85–89, sowie S. 178–181.

116 E. Cassirer: Philosophie der symbolischen Formen. Bd. 1. 1964⁴, S. 18.

problematisch oder unbrauchbar zu beurteilen. Sie regen uns nämlich ständig dazu an, sie zweckdienlich zu präzisieren und selbst in faktischen Unähnlichkeiten auch noch nach Ähnlichkeiten zu suchen. Das verhindert dann, dass wir uns in Wahrnehmungsprozessen vorschnell konventionalisierten Begrifflichkeiten beugen.

Unschärfe Begriffe bzw. metaphorische Sprachverwendungsweisen können uns nämlich auch auf die Komplexität von Phänomenen aufmerksam machen bzw. unsere Sinnbildungskräfte anregen und stärken. Das veranschaulichen beispielsweise die interpretationsbedürftigen Antworten des delphischen Orakels auf konkrete Fragen. Nicht zufällig hat deshalb auch Lichtenberg von einer „*barbarischen Genauigkeit*“ gesprochen.¹¹⁷ Auch Wittgenstein hat sicherlich nicht zufällig die folgende provokante Frage gestellt: „*Ja, kann man ein unscharfes Bild immer mit Vorteil durch ein scharfes ersetzen? Ist das unscharfe nicht oft gerade das, was wir brauchen?*“¹¹⁸

In diesem Zusammenhang lässt sich auch auf den Tatbestand aufmerksam machen, dass in Evolutionsprozessen gerade die unscharfe Reproduktion von Lebewesen die Überlebensfähigkeit einer bestimmten Gattung unter neuen Rahmenbedingungen sichert. Mutationen sind ja die Voraussetzung dafür, dass sich Lebewesen im Laufe der Zeit neuen Rahmenbedingungen anpassen können. Gerade unscharfe Begriffe bzw. Metaphern sind deshalb ja auch die Voraussetzungen dafür, dass wir uns nicht in einem blinden Gehorsam an die kategorialen Unterscheidungen und Musterbildungen unserer Vorfahren halten müssen und eben dadurch dann auch sensibel für die Ähnlichkeiten im Unterscheidbaren aufmerksam werden können. Das lässt sich auch mit der anthropologischen These Poppers in Verbindung bringen, dass alles Leben letztlich eine Form des Problemlösens sei.¹¹⁹

In diesem Zusammenhang kann man auch auf eine halbironische und halb-ernste Stellungnahme Kants zum Wert eines vagen sinnbildlichen Sprachgebrauchs im Kontrast zu einem begrifflichen aufmerksam machen. In einem Brief an seinen Freund und Antipoden Hamann in Königsberg bittet er diesen nämlich folgendermaßen um eine Stellungnahme zu den Ausführungen Herders zur Zahlensymbolik:

[...] Aber wo möglich in der Sprache der Menschen. Denn ich armer Erdensohn bin zu der Göttersprache der *anschauenden* Vernunft gar nicht organisiert. Was man mir aus gemeinen Begriffen nach logischen Regeln vorbuchstabieren kann, das erreiche wohl. Auch

117 G. Ch. Lichtenberg: Sudelbücher I. 2005, S. 500, § 273.

118 L. Wittgenstein: Philosophische Untersuchungen. 1967, S. 50, § 71.

119 K. R. Popper: Alles Leben ist Problemlösen. Über Literatur, Geschichte und Politik, 1994.

verlange ich nichts weiter, als das Thema des Verfassers zu verstehen: denn es in seiner ganzen Würde und Evidenz zu erkennen, ist nicht eine Sache, worauf ich Anspruch mache.¹²⁰

Ohne Zweifel brauchen wir konventionalisierte Denkmuster und Denkstrategien, um etwas intersubjektiv verständlich zu objektivieren und mitzuteilen und nicht im Ozean momentaner Eindrücke zu ertrinken. Diese Muster müssen aber flexibel bleiben, um uns davor zu bewahren, unsere spontanen individuellen Grenzziehungen mit ontischen zu identifizieren. Wir haben immer Sorge dafür zu tragen, dass diese Muster flexibel bleiben und dass wir dabei die angenommenen Analogien nicht so überstrapazieren, dass sie zu Dogmen werden und andere Analogien ausschließen.

So wichtig klare und kontrollierbare lexikalische Begriffe auch für unsere Wahrnehmungsprozesse und unsere intersubjektiven Verständigungen sind, so dürfen wir darüber doch nicht vergessen, dass damit immer auch ein gewisser Midaseffekt verbunden ist. Ebenso wie der mythische König Midas vom Hungertod bedroht wurde, weil alles zu Gold wurde, was er anfasste, so stehen auch wir in der ständigen Gefahr, dass alle unsere Wahrnehmungen sich nach den Normen unserer konventionalisierten Begrifflichkeiten richten und dadurch unsere eigene geistige Beweglichkeit so einschränken, dass wir Gefahr laufen, an den Konsequenzen unserer eigenen Hilfsmittel geistig zu verhungern, insofern wir den Zauberstab der Analogie nicht mehr umfassend für unsere kognitiven Operationen nutzen können.

Zwar hat Hegel in einem aparten Wortspiel postuliert, dass in den begrifflichen Formen der Erkenntnis alle anderen Erkenntnisformen in einem dreifachen Sinne aufgehoben würden, nämlich *beseitigt*, *bewahrt* und *angehoben*, aber diese Theorie wird nur dann pragmatisch griffig, wenn man gleichzeitig vom *Zauberstab der Dialektik* Gebrauch machen kann. Dieser postuliert nämlich immanent, dass der Progress von der These zur Antithese und zur Synthese unendlich fortgesetzt werden kann, da ja jede Synthese wieder zur These werden kann, die dann wieder neue Antithesen und Synthesen ermöglicht. Diese Vorstellung scheint die Vereinfachungsfunktionen des rein begrifflichen Denkens entschärfen zu können, aber die Frage ist natürlich, ob das wirklich ein Denkverfahren ist, das prinzipiell alle Erkenntnisprobleme löst. Gleichwohl ist dieser Hypothese aber zuzubilligen, dass sie uns sensibel für das Problem normativer Begriffs-

120 Brief Kants an Hamann vom 6. 4. 1774. In: Kant's Gesammelte Schriften, Akademieausgabe Bd. X, Nr. 78, S. 148.

bildungen macht, die vom Zauberstab der Analogie eher einen mechanischen als einen heuristischen Gebrauch macht.

Das Problem normativer und heuristischer lexikalischer Begriffsbildungen entspannt sich, wenn man das Wahrnehmen und Denken als ein Wechselspiel von Analyse- und Syntheseprozessen ansieht, bei denen man immer wieder andere Ähnlichkeiten und Unterschiede im Hinblick auf unsere konkreten Erfahrungsphänomene ausmachen kann, die man natürlich auch sprachlich irgendwie bewältigen muss. Auf jeden Fall haben wir uns aber von der Vorstellung zu verabschieden, dass uns ein göttlicher Blick von *nirgendwo* auf die Welt möglich ist, der uns absolut gültige lexikalische Begriffsbildungen ermöglicht. Wir bleiben bei der Objektivierung der Welt immer auf einen Vergleich unterschiedlicher Musterbildungen angewiesen, die wir partiell, aber nicht prinzipiell überwinden können, eben weil wir selbst immer ein Teil der Welt sind, die wir sprachlich zu objektivieren versuchen.

Hilfreich bei diesen Objektivierungsanstrengungen ist nun, dass wir dabei nicht auf ein einziges objektivierendes Zeichensystem angewiesen sind, sondern vielmehr auf sehr vielfältige und unterschiedliche zurückgreifen können, die sich auch immer an unsere jeweiligen Erkenntnisinteressen anpassen lassen. Das lässt sich durch das Interpretantenkonzept von Peirce und das Sprachspielkonzept von Wittgenstein auch recht gut veranschaulichen sowie durch die sprachwissenschaftliche Wort- bzw. Begriffsfeldtheorie. Diese Sprachkonzepte lassen sich nämlich sowohl auf die semantische Ordnung von formalisierten Fachsprachen als auch auf die von natürlichen Sprachen anwenden. Grundsätzlich gehen diese Theorien nämlich von dem Grundgedanken aus, dass es in der Sprache nichts Einzelnes gibt, weil alle Elemente im Sinne Humboldts Teile eines übergeordneten Ganzen sind.

Begriffs- bzw. Wortfelder lassen sich in den natürlichen Sprachen zwar nicht so stringent regulieren wie in den formalisierten Fachsprachen, weil es hier keine übersichtlichen Hierarchien von Unter- und Oberbegriffen gibt und weil Wörter nicht nur deskriptive Objektivierungsfunktionen bei der Erfassung von Tatbeständen anstreben, sondern notwendigerweise auch Rücksicht auf regionale, historische, emotionale, soziale Bedeutungsnuancen nehmen müssen, was es dann verbietet, Wortfelder als statische Ordnungsgebilde anzusehen und nicht als dynamische. Starre sprachliche Ordnungsmuster wären nämlich im Kontext des historischen und evolutionären Denkens von vornherein dem Tode geweiht, wenn sie nicht ständig ihre jeweiligen Systemordnungen überprüfen und sich neuen Rahmenbedingungen anpassen könnten. Für die klassische zweiwertige Schlussfolgerungslogik wären solche stabilen Ordnungsgebilde zwar ein Segen, aber für das alltägliche und für das ästhetische Denken wären sie allerdings recht

unfruchtbar, weil sie ein rein mechanisches Denken begünstigen und ein kreatives erschweren, das gerade auf die semantische Flexibilität von Wörtern bzw. Begriffen angewiesen ist.

Die Feldordnungen der Vokabulare der natürlichen Sprachen müssen sich kontextual ständig ändern, um sich den intentionalen Sinnbildungszielen des aktuellen Sprachgebrauchs anpassen zu können, der ja nicht nur darin besteht, gegebene Sachverhalte sprachlich zu objektivieren, sondern auch darin, Kommunikationspartner in ihrem Denken und Wahrnehmen zu steuern. Das setzt voraus, dass sich die Feldordnungen des Vokabulars im konkreten Sprachgebrauch auch ständig verändern müssen. Deshalb hat man in der Sprachfeldforschung dann auch die Vorstellung eines Pferderennens genutzt, um bildlich zu verdeutlichen, dass sich Ordnungsfelder in Korrelation mit der jeweiligen Betrachtungszeit nicht nur faktisch ständig ändern, sondern auch ändern müssen. Das Bild des Pferderennens veranschaulicht recht gut, dass das Lebenselixier der natürlichen Sprache nicht in ihrer statischen Informationsgenauigkeit besteht, sondern in ihrer semantischen Gebrauchsflexibilität bzw. in ihrem Spielcharakter. Eine sprachlich Informationsgenauigkeit der Sprache losgelöst von ihren jeweiligen Gebrauchssituationen und ihren kommunizierenden Personen würde nämlich für die natürliche Sprache den Tod als polyfunktionales Sinnbildungsmittel bedeuten.

Die natürliche Sprache lebt von typisierenden Begriffsbildungen, die ohne wertende, emotionale, verbildlichende, ironisierende, ästhetische und spielerische Implikationen nicht auskommen, da sich in ihr vielschichtige Sinnbildungsanstrengungen ständig überkreuzen und sich eben dadurch dann auch wechselseitig stärken oder relativieren können. Metaphernbildungen, die in den formalisierten Fachsprachen eher vermieden als gesucht werden, um ihre Informationsgenauigkeit nicht zu gefährden, veranschaulichen das sehr deutlich.

Hier soll nun am Beispiel unterschiedlicher sprachlicher Objektivierungstypen in der Lexik, der Grammatik und der Textualität exemplifiziert werden, dass das Sinnbildungspotential der Sprache nicht allein mit Hilfe des Systemgedankens beschrieben werden kann. Um dieses nämlich zu erfassen, ist immer auch Bezug auf den Strukturierungs- bzw. Funktionsgedanken Bezug zu nehmen, wobei die Vorstellung vom *Zauberstab der Analogie* sicherlich sehr hilfreich sein kann. Mit diesem Konzept kann man nämlich recht gut auf die sprachlichen Synthese-, Analyse- und Korrelationsanstrengungen bzw. auf umfassende amalgaamierende sprachliche Typisierungsanstrengungen Bezug nehmen.

6.2 Wortarten als analogisierende Denkmuster

Wenn wir die Wörter einer Sprache als Manifestationsweisen von elementaren sprachlichen Ordnungsmustern ansehen, mit deren Hilfe wir uns intersubjektiv verständlich über unsere Erfahrungs- und Denkwelten verständigen können, dann wird offenbar, dass spezifizierende Wortarten einen ganz elementaren Beitrag dazu leisten, wie wir auf der kognitiven Ebene mit unserer Lebens- und Erfahrungswelt umgehen können. Dabei spielt dann eine zentrale Rolle, dass Wortarten nicht nur Hinweise auf begriffliche Differenzierungsmöglichkeiten zu geben vermögen, sondern auch Hinweise auf die funktionellen syntaktischen Verwendungsmöglichkeiten von Wörtern in Aussagen. Das macht es dann allerdings auch nicht leicht, die Analogisierungsfunktionen von Wortarten übersichtlich zu bestimmen, weil diese sich in den verschiedenen Sprachfamilien auch beträchtlich unterscheiden können.

Diese Rahmenbedingungen machen es verständlich, dass die objekt- und subjektorientierten Analogisierungsimplicationen von Wortarten kaum in einen übersichtlichen systematischen Zusammenhang gebracht werden können, weil dabei ja auch monoperspektivische Erkenntnisinteressen weniger wichtig sind als polyperspektivische. Aber gerade diese Sachlage kann dann auch dafür sensibilisieren, dass Wortartendifferenzierungen eine Zauberstabsfunktion ausüben können, mit deren Hilfe wir die Ordnungs- und Sinnbildungskräfte der natürlichen Sprachen besser verstehen können. Dabei ist es dann auch hilfreich, sich zu vergegenwärtigen, wie es im Laufe der Kultur- und Sprachgeschichte überhaupt zu Wortartenunterscheidungen gekommen ist und welche Auskunft uns diese Differenzierungen über das mehrschichtige Funktionsspektrum der natürlichen Sprache geben können. Das ist dann auch aufschlussreich für den sehr variablen stilistischen Gebrauch der natürlichen Sprache.

Das Wortartenproblem lässt sich hier aus verständlichen Gründen nicht umfassend diskutieren, sondern nur exemplarisch in Hinsicht auf ganz bestimmte Aspekte. Deshalb wird sich das Interesse auch auf Substantive, Verben und Adjektive als weniger umstrittene Wortarten konzentrieren. An diesen lässt sich nämlich recht gut veranschaulichen, welche konstitutive Rolle objekt- und subjektorientierte Analogie- und Differenzannahmen bei der Ausbildung von Wortarten spielen können. Deshalb sollen zunächst unterschiedliche Wortartmodelle vorgestellt werden und hinsichtlich ihrer spezifischen Erkenntnisinteressen und Erkenntnisimplikationen diskutiert werden.

Eine sinnvolle, wenn auch sehr vereinfachende Wortartendifferenzierung ist die zwischen Inhaltswörtern bzw. Nennwörtern als kategorematischen Wörtern auf der einen Seite und Funktionswörtern bzw. Organisationswörtern als synkategorematischen Wörtern auf der anderen. Diese kontrastive Unterscheidung ist

primär sprachstrukturell orientiert. Sie ist vor allem dazu bestimmt, in unserem Wortschatz die lexikalischen Wörter von den grammatischen zu unterscheiden. Die kate-gorematischen Wörter bzw. die Inhaltszeichen (Substantive, Verben, Adjektive und bestimmte Adverbien) sind primär an ontischen Unterscheidungen interessiert, insofern sie außersprachliche Sachverhalte sprachlich zu objektivieren und kategorial zu unterscheiden versuchen. Die synkate-gorematischen Wörter bzw. Sprachzeichen sind dagegen primär daran interessiert, selbständige innersprachliche Instruktionswörter wie etwa Konjunktionen, Präpositionen oder Pronomen zu erfassen sowie unselbständige grammatische Instruktionszeichen wie etwa Tempus-, Modus-, Genus- und Kasuszeichen.

Eine etwas anders orientierte Wortartenunterscheidung ist diejenige zwischen *Konkrete* und *Abstrakta*, die in der Regel nur auf substantivische Inhaltswörter angewendet wird, aber die sich durchaus auch auf verbale und adjektivische Inhaltswörter anwenden lässt. Unter die *Konkrete* würden dann solche Wörter fallen, die sinnlich fassbare Phänomene objektivieren (Pferd, laufen, braun), und unter die *Abstrakta* solche Wörter, die unsinnliche Phänomene thematisieren (Recht, denken, klug). Die Unterscheidung zwischen *Konkrete* und *Abstrakta* ist natürlich nicht immer leicht, aber sie ist pragmatisch gesehen doch wichtig, um die Rahmenbedingungen intersubjektiver Argumentation und Verständigung zu konkretisieren und zu kontrollieren.

Eine weitere Möglichkeit, den Wortschatz einer Sprache zu subklassifizieren besteht darin, zwischen denjenigen Wörtern zu unterscheiden, die in allen Gebrauchsweisen eine Formkonstanz aufweisen, und denjenigen, die flektierbar sind und eben dadurch dann auch in ihren jeweiligen grammatischen Sinnbildungsrollen näher bestimmt werden können. Dieses Kriterium spielt auch eine wichtige Rolle, um typologisch zwischen den Sprachen zu unterscheiden, deren Vokabular eine große Formkonstanz hat, und solchen, die Variationen der Wortformen nutzen, um in Aussagen die grammatische Sinnbildungsrollen von Wörtern zu unterscheiden.

Das erscheint auf den ersten Blick nicht sehr relevant zu sein, es hat aber kulturgeschichtlich wichtige Implikationen gehabt. Beispielsweise hat das Chinesische eine große Formkonstanz in ihrem Vokabular, was zwei gravierende kulturgeschichtliche Folgen gehabt hat. Einerseits wurde dadurch die Entwicklung einer Begriffsschrift mit sehr vielen graphischen Einzelzeichen begünstigt, wodurch dann die Entwicklung einer Buchstabenschrift mit wenigen phonologischen Zeichen blockiert wurde. Andererseits wurde dadurch auch das Verfahren begünstigt, die Tonhöhen bei der mündlichen Artikulation von Lautzeichen zur Bedeutungsunterscheidung zu nutzen. Beides hatte zur Folge, dass die Begriffsschrift im Chinesischen zu einem überregionalen Verständigungsmittel im

ganzen Reich werden konnte und dass sich keine überregional verständliche Lautsprache herausgebildet hat bzw. herausbilden musste. In den flektierenden Sprachen haben sich lediglich bei der Unterscheidung von Aussage-, Frage- und Ausrufesätzen Intonationskurven als sinnbildende grammatische Instruktionszeichen etabliert, die sich dann in der Schriftsprache durch Punkte, Fragezeichen und Ausrufezeichen manifestieren lassen.

Eine wichtige Rolle bei der Diskussion der Analogisierungsimplikationen von Wortarten spielt sicherlich auch die traditionelle Unterscheidung von Substanz und Akzidens bei der Diskussion von unterscheidbaren Seinstypen in ontologischen Überlegungen. Solange man ontologisch die Auffassung vertritt, dass die Welt einerseits aus invariablen Grundsubstanzen besteht und andererseits aus variablen Akzidenzien, die sich auf stabile Substanzen auflagern können (Apfel: grün, rot, klein, groß, süß, sauer, glatt, schrumpelig), solange wird man die Unterscheidung von Substanz und Akzidens, bzw. von Wesen und Erscheinungsweise bzw. von Genotypus und Phänotypus für plausibel halten.

Ein sehr diskussionswürdiges Problem bei dieser ontologischen Basisunterscheidung und deren immanenten Analogiepostulaten stellt sich allerdings, wenn wir bei den Substantiven, die ja prädestiniert dafür zu sein scheinen, Substanzen sprachlich zu objektivieren, auch die schon erwähnten *Privativa* näher betrachten wie etwa die Substantive *die Leere*, *das Loch*, *die Schulden* oder *das Nichts*, die ja die Abwesenheit von wahrnehmbaren Substanzen postulieren bzw. die Abwesenheit von möglichen Erwartungen. Deshalb hat Rudolf Carnap in seiner neopositivistischen Denkphase sich auch genüsslich über eine Formulierung Heideggers in seiner Freiburger Antrittsvorlesung mokiert: „*Das Nichts selbst nichtet*.“¹²¹ Dieser Satz mache keine beurteilungsfähige Aussage, sondern gebe allenfalls einem „*Lebensgefühl*“ Ausdruck.¹²²

Etwas anders stellt sich bei den Substantiven *Wüste* oder *Dunkelheit* das Problem von Substanz und Akzidens, weil hier wohl nicht immer die generellen Abwesenheiten von Substanzen objektiviert werden soll, sondern eher enttäuschte Erwartungen in einer ganz bestimmten Erwartungsperspektive. Das Phänomen *Wüste* wird einem Wüstenbewohner aber sicherlich nicht als ein Privativum erscheinen, sondern eher als Benennung einer faktischen Gegebenheit, die durchaus auch über positiv gegebene Eigenschaften beschreibbar ist und nicht nur über die Benennungen von Seinsmängeln.

121 M. Heidegger: Was ist Metaphysik? 1960², S. 34.

122 R. Carnap: Überwindung der Metaphysik durch logische Analyse der Sprache. Erkenntnis 2, 1931, S. 238. Vgl. dazu auch W. Köller: Formen und Funktionen der Negation. 2016, S. 198 ff.

Das Phänomen *Begriff* wird meist an der Wortart *Substantiv* diskutiert, weil Substantive gleichsam prototypisch dieses Phänomen zu repräsentieren scheinen. Das ist nun aber keineswegs zwingend, wenn wir Begriffe in einem pragmatischen Sinne als abstrahierende Denkmuster verstehen, über die wir uns den Umgang mit unserer physischen und geistigen Lebens- und Denkwelt zu erleichtern versuchen. Vielleicht können wir dann auch Verben, Adjektive, Adverbien oder Konjunktionen als Begriffe bzw. als begriffsähnliche Denkmuster verstehen. Diese sind dann zwar nicht sehr sinnvoll als mögliche Substanzmuster anzusehen, aber doch als typisierende Ordnungsmuster in Opposition zu Eigennamen, die ja nur Einzelphänomene sprachlich objektivieren sollen.

Aufschlussreich ist in diesem Zusammenhang, dass auch schon Platon diesen Strukturzusammenhang sehr deutlich thematisiert hat, als er Sokrates im Kratylos-Dialog Folgendes sagen lässt: „*Das Wort ist also ein belehrendes Werkzeug und ein das Wesen unterscheidendes und sonderndes, wie die Weberlade das Gewebe sondert.*“¹²³ Über dieses Bild will er veranschaulichen, dass Begriffsbildungen als Musterbildungen nicht Ergebnisse von mehr oder weniger zufälligen Konstruktionen anzusehen seien, sondern eher als etwas, das aus der Natur von Phänomenen bzw. aus bestimmten funktionalen Differenzierungsbedürfnissen resultiert. Das Bilden von Begriffen ist deshalb für ihn eine Kunst, die nur derjenige beherrsche, der auch eine gute Kenntnis der Dinge und der menschlichen Handlungsmöglichkeiten habe.

Die These, dass sich Begriffsbildungen an der Natur der Dinge auszurichten hätten, ist als sogenannte Physei-These bekannt geworden ist. Sie ist dann im Verlaufe der Sprachreflexion durch die sogenannte Thesei-These ergänzt und relativiert worden, die auch auf die menschliche Unterscheidungskreativität bei Begriffsbildungsprozessen aufmerksam zu machen versucht. Ebenso wie man zwischen guten und schlechten Handwerkern unterscheiden könne, so könne man nämlich auch zwischen guten und schlechten Wortbildnern unterscheiden. Deshalb gebe es auch eine abstufbare Richtigkeit der Namen bzw. der Begriffe, wenn man nicht von vornherein einen göttlichen Namengeber bzw. Begriffsbildner ins Spiel bringen möchte, der grundsätzlich zutreffend kategorisieren könne. Gute Begriffsbildungen haben so gesehen dann auch immer beim Studium der Dinge anzusetzen und nicht beim Studium von Wörtern, weil sich nach Heraklit alles im Verlaufe der Zeit ändern könne, weshalb es dann natürlich auch nie eine absolute Richtigkeit von Namen bzw. von Begriffsbildungen geben könne.

123 Platon: Kratylos 388 b-c. Werke Bd. 2, S. 131.

Die Problematik, die mit der sprachtheoretischen Thesei-These verbunden ist, hat Lewis Carroll in einem seiner Alice-Bücher prägnant auf den entscheidenden Punkt gebracht:

„Wenn ich ein Wort gebrauche“, sagte Goggelmoggel [Humpty Dumpty] in recht hochmütigem Ton, „dann heißt es genau, was ich für richtig halte – nicht mehr und nicht weniger.“
 „Es fragt sich nur“, sagte Alice, „ob man Wörter einfach etwas anderes heißen lassen kann.“
 „Es fragt sich nur“, sagte Goggelmoggel, „wer der Stärkere ist.“¹²⁴

Wenn wir uns etwas sprachlich in Form eines Substantivs vergegenwärtigen, dann wird uns dadurch zugleich auch immer nahegelegt, dass das sprachlich so Objektivierte auch eine selbstständige Natur hat, die sich allenfalls in sehr langen Zeiträumen verändern kann, eben weil es ja einen festen Wesenskern hat, der kaum der verändernden Kraft der Zeit unterworfen ist. Das bedeutet, dass wir das substantivisch Objektivierte zwar in unterscheidbaren Perspektiven und Funktionsrollen wahrnehmen können, aber dass dadurch das innere Wesen des jeweils Wahrgenommenen bzw. Benannten nicht wirklich betroffen wird, sondern allenfalls seine unterschiedlichen Erscheinungsmöglichkeiten für Kommunikanten. Alles, was wir sprachlich durch Substantive objektivieren, scheint einen stabilen Wesenskern zu haben ähnlich wie eine Person, die wir uns mit seinem Eigennamen ins Bewusstsein rufen.

Diese Wahrnehmungsweise von substantivisch objektivierten Vorstellungsgrößen hat dann auch Konsequenzen für ihre Verwendung in Aussagen. Einerseits lassen sich Substantive als Benennungen von deskriptiv fassbaren Sachgrößen verstehen, die die Grundlage von Prädikationen sein können bzw. die syntaktische Rolle eines Satzsubjektes übernehmen können (subiectum, hypokeimenon). Andererseits können sie in Aussagen auch die Rolle einer Handlungsgröße übernehmen, die ursächlich einem Prozess zugrunde liegt (agens).

Diese Charakterisierung der Wortart *Substantiv* ist natürlich insbesondere für die indogermanischen Sprachen zutreffend, die ausgeprägte Wortartentypologien entwickelt haben. Sie ist aber natürlich weniger für Sprachen gültig, in denen es eine weniger ausgeprägte morphologische und syntaktische Rollendifferenzierung von Substantiven durch Kasusvarianten gibt. Das bedeutet dann auch, dass die sogenannte Ideenhypothese von Platon durch die grammatische Ordnungsstruktur der indogermanischen Sprachen begünstigt worden ist, da diese ja auch die Unterscheidung von Substanz- und Akzidensvorstellungen

¹²⁴ L. Carroll: Alice hinter den Spiegeln. 1984⁴, S. 88. Vgl. dazu auch: W. Köller: Narrative Formen der Sprachreflexion. 2006, S. 315–348.

erleichtert. Daran ändert auch die Tatsache nichts, dass es in Sprachen auch grammatische Verfahren für einen Wortartwechsel gibt.

Ein schönes Beispiel für die ontologischen Zauberstabfunktionen von abstrakten Substantiven, die aus Verben hervorgegangen sind, hat Fritz Mauthner aufmerksam gemacht. Einem Kind sei eine *Reise* versprochen worden, auf der er fern der Heimat Berge, Seen und Wälder kennenlernen könne. Am Ende der Reise habe dieses Kind dann aber gefragt: „*Ja – aber wo ist die Reise?*“¹²⁵ Diese Frage verdeutlicht sehr schön, wie durch einen Wortartwechsel ein Vorgang, der eigentlich ontologisch als Akzidens verstanden werden müsste, sich zu einer autonomen Substanz bzw. Seinsgröße verdichtet, was natürlich dann theoretisch keineswegs unproblematisch ist. Wortartwechsel dieses Typs sind natürlich Wasser auf die Mühlen eines philosophischen Konstruktivismus, der die Realität nicht als Ansammlung vorgegebener Größen ansieht, die nur darauf warten, sachgerecht sprachlich objektiviert zu werden, sondern vielmehr als ein Produkt oder gar ein Konstrukt menschlicher Objektivierungsprozesse, die historisch und systematisch sehr unterschiedlich ausfallen können.

Herder hat bereits sehr plastisch darauf aufmerksam gemacht, dass das aus Büchern bzw. aus denkerischen Erklärungsanstrengungen hervorgegangene Wissen über die Welt im Vergleich mit dem Wissen, das aus dem direkten handelnden Umgang mit der Welt resultiert, immer ein vereinfachendes und abstrahierendes Wissen sei, welches uns zumindest anthropologisch gesehen nur einen indirekten Kontakt mit der Welt ermögliche.

Da lernen wir eine ganze Reihe von Bezeichnungen aus Büchern, statt sie aus und mit den Dingen selbst, die jene bezeichnen sollen, zu erfinden: wir wissen Wörter und glauben die Sachen zu wissen, die sie bedeuten: wir umarmen die Schatten statt des Körpers, der den Schatten wirft.¹²⁶

Alle abstrakten Phänomene, die wir uns nur schwerlich als Substanzphänomene vorstellbar machen können, weil sie eher als Korrelationsphänomene einzuordnen sind, hat man sich insbesondere im antiken Polytheismus mit Hilfe von Göttervorstellungen ins Bewusstsein gerufen. So steht etwa *Aphrodite* für das Phänomen *Schönheit* und *Athene* für das Phänomen *Weisheit* und *Mars* für das Phänomen *Krieg*. Eine besondere Rolle spielt in diesem Zusammenhang der Gott Chronos als sinnbildlicher Repräsentant für das Phänomen *Zeit*. Im volkstümlichen griechischen Denken wurde er allerdings oft mit dem Gott *Kronos* identifiziert, der aus Angst vor seiner Entmachtung seine eigenen Kinder verschlungen

125 F. Mauthner: Beiträge zu einer Kritik der Sprache. 1982. Bd. 3, S. 85.

126 J. G. Herder: Kritische Wälder, Viertes Wäldchen. Sämtliche Werke, Bd. 4. 1878, S. 58.

hat, wobei allerdings Zeus trickreich durch Rhea gerettet wurde. Die Identifizierung oder Analogisierung beider Götter ist etymologisch zwar nicht gerechtfertigt, aber mythologisch und ikonisch verständlich, weil ja auch die Zeit irgendwie immer wieder ihre eigenen Produkte verschlingt.

Der Umstand, dass in der Philosophie, der Theologie und der Wissenschaft immer wieder sehr abstrakte Begriffe geprägt werden, ist pragmatisch verständlich, weil hier immer wieder Denkinhalte sprachlich objektiviert werden müssen, die jenseits unserer empirischen und sinnlichen Erfahrung liegen, die aber dennoch nützlich sind, um uns in unserer menschlichen Erfahrungswelt geistig zu orientieren bzw. diese inhaltlich zu strukturieren. Für die Entfaltung der deutschen Sprache spielt deshalb die sprachschöpferische Leistung der deutschen Mystik eine herausragende Rolle, insofern auch heute noch unsere abstrakten Substantive auf Wortbildungsverfahren beruhen, die auf den hier entwickelten Strategien basieren, um abstrakte lateinische Substantive ins Deutsche zu übersetzen. Unsere abstrakten Substantive mit den Suffixen *-heit*, *-keit* und *-ung* gehen nämlich weitgehend auf die Wortbildungsstrategien der Mystiker zurück und haben dann schnell Eingang in den Wortschatz der Theologen und Wissenschaftler gefunden, die ohne diese Zauberstäbe der abstrakten Begriffsbildung sicherlich überhaupt nicht mehr auskommen können.

Das Wortbildungsmorphem *-keit* bzw. *-heit* war ursprünglich ein eigenständiges Substantiv (got. *haidus* = Gestalt, Beschaffenheit, Art und Weise). Als Wortbildungsmittel bekam es dann die Funktion, aus Adjektiven abstrakte Zustandsubstantive herzustellen, denen dann ein gewisser Substanzcharakter zugeschrieben werden konnte, da sie den lateinischen Substantiven mit dem Wortbildungsmorphem *-tas* entsprachen (*veritas*, *libertas*). Dieses Verfahren griff dann auch auf die Bildung von abstrakten Substantiven aus konkreten Substantiven (Menschheit) über bzw. auf die Bildung von Abstrakta aus Indefinitpronomen (Vielheit), aus Personalpronomen (Ichheit) oder aus Zahlwörtern (Dreiheit).

Auf diese Weise eröffneten sich dann vielfältige Möglichkeiten, Analogiebeziehungen zwischen ganz unterschiedlichen Vorstellungsbereichen herzustellen, die nicht nur auf sinnlich fassbaren Ähnlichkeiten beruhten, sondern auf solchen, die eigentlich nur konzeptionell und theoretisch postuliert werden konnten. Merkwürdigerweise hat diese Art sprachlicher Kreativität dann über die muttersprachlichen Kenntnisse der Mönche auch Rückwirkungen auf das mittelalterliche Gelehrtenlatein gehabt. Hier begegnen uns nun nämlich etwas abenteuerliche abstrakte Begriffsbildungen, die auf die Umwandlung von Pronomen zu Substantiven beruhen wie etwa die Wörter *quidditas* (Washeit) oder *haecceitas* (Diesheit), die im klassischen Latein ziemlich undenkbar wären.

Die Bildung von abstrakten Substantiven ist im Griechischen und im Deutschen sprachstrukturell durch die Existenz des bestimmten Artikels von Anfang an sehr viel leichter gewesen als im Lateinischen. Dadurch war es nämlich sehr leicht, alle anderen Wortarten zu Substantiven zu machen, ohne strukturell tiefgreifend in die morphologischen Ordnungsstrukturen der Sprache eingreifen zu müssen, um undingliche Relationsverhältnisse zu mehr oder minder substantiell verstehbaren Denkgegenständen zu machen. Deshalb hat der Altphilologe Bruno Snell dann auch die Auffassung vertreten, dass das Griechische und Deutsche durch die bloße Existenz des bestimmten Artikels dazu prädestiniert gewesen seien, das spekulative und hypothetisierende Denken zu erleichtern, weil dadurch alle möglichen Abstraktionen von sinnlichen Erfahrungen erleichtert worden seien.¹²⁷

Generell lässt sich sagen, dass die bloße Existenz von Substantiven bzw. ihre leichte Herstellung durch die Nutzung des bestimmten Artikels sowie durch bestimmte Wortbildungsverfahren es sprachlich sehr erleichtern, Seinsvorstellungen zu erzeugen, die Substanzvorstellungen nahelegen. Das bedeutet dann wiederum, dass Substantive ganz im Gegensatz zu Verben uns die Vorstellung von der verändernden Kraft der Zeit nicht sehr nahelegen und damit dann auch nicht die Vorstellung von ständigen evolutionären Transformationsprozessen in Seinsordnungen. Das schließt allerdings nicht aus, dass abstrakten Substantiven auch konkrete Handlungsfähigkeiten zugesprochen werden können: *Die Zeit wird das Problem lösen.*

Im Gegensatz zu Substantiven lenken Verben unsere Aufmerksamkeit nicht auf mögliche zeitlose Substanzvorstellungen, sondern auf Prozesse, die natürlich nicht nur zeitlich situiert, sondern auch in ihrem zeitlichen Ablauf ausgestaltet werden müssen. Dabei ist allerdings zu beachten, dass dabei die Tempusmorpheme bei Verben nicht nur chronologische Implikationen haben, sondern auch psychologische, insofern sie Vorstellungsinhalte als gegenwärtig, als erinnert oder als erwartet qualifizieren können. Dadurch werden dann Tempusformen von Verben zu wichtigen ontologischen Interpretanten der Menschen, über die sie auch mögliche Substanzvorstellungen flexibilisieren können.

Das dokumentiert sich sprachlich beispielsweise auch darin, dass zuweilen auch mögliche Substantialisierungen in Aussagen durch Verben wieder relativiert werden, insofern eine substantialisierte Grundvorstellung durch ein bedeutungsverwandtes Verb wieder dynamisiert wird: *Der Donner donnert. Der Wind weht. Der Regen regnet heftig herab.* Dadurch werden dann bestimmte substantivisch nahegelegte substanzorientierte Wahrnehmungsweisen wieder korrigiert.

127 B. Snell: Die Entdeckung des Geistes. 1975⁴, S. 205.

Ein ähnlicher Strukturzusammenhang repräsentiert sich dann auch in der folgenden Satzbildung: *Die Welle kommt*. Einerseits wird das Phänomen der Welle mit Hilfe eines Substantivs nicht nur als Substanzphänomen, sondern auch als handlungsfähige Größe thematisiert, weil das unserer sinnlichen Wahrnehmung von Wellen entspricht. Andererseits ist das aber keine realistische, sondern eher eine mythische Wahrnehmungsform von Wellen, die faktisch unzutreffend ist. Einerseits können Meereswellen nämlich nicht intentional handeln und andererseits bewegen sich die Moleküle des Wellenwassers nicht linear auf das Ufer zu, sondern nahezu ortsfest auf gewissen Kreisbahnen vertikal von unten nach oben, was sich nur ändert, wenn sich die Welle am flachen Ufer bricht.

Auch in folgender Aussage relativiert das Verb faktisch den Substanzcharakter seines substantivischen Subjekts: *Die Flamme brennt*. Faktisch hat nämlich die Flamme keinen Substanzcharakter, sondern einen Prozesscharakter, weil das, was wir optisch als substantielle Größe wahrnehmen, eigentlich als ein ständiger Transformationsprozess angesehen werden müsste und nicht als ein Substanzphänomen. Der Satz repräsentiert nämlich eine bloße *Als-ob-Welt* aber keine gegebene Realität. Aber gleichwohl hat dieser Satz eine sinnvolle und verständliche pragmatischen Orientierungsfunktion im Rahmen der pragmatischen Differenzierungsbedürfnisse von kommunizierenden Menschen.

Obwohl das Verb prinzipiell eine Wortart ist, um Vorgänge und nicht Gegenstände sprachlich zu objektivieren, hat sich in der Sprache doch ein Verfahren entwickelt, mit Hilfe des bestimmten Artikels Vorgänge zu mentalen Gegenständen zu transformieren: *das Gehen, das Sehen, das Denken*. Durch diesen grammatischen Zauberstab für Analogiebildungen ergibt sich dann die Möglichkeit, pragmatische Differenzierungsbedürfnisse zu erfüllen, obwohl ontologisch gesehen dadurch eher ein Chaos als eine Ordnung hergestellt wird, eben weil dadurch unseren ontologischen Ordnungsbegriffen *Dynamik* und *Statik* eigentlich die ontische Grundlage entzogen wird.¹²⁸

Die Welt der Verben ist im Prinzip nicht die Welt des Seins, sondern die des Werdens und Vergehens, aus der sich auch unser Verständnis von Zeit sowohl in einem chronologischen als auch in einem psychologischen Sinne konstituiert. Das ist nicht nur durch die mit Verben verbundenen lexikalischen Musterbildungen bedingt, sondern auch durch die Struktur der grammatischen Morpheme und Satzglieder, die mit Verben verbindbar sind. Deshalb hat die sogenannte Dependenzgrammatik dann auch nicht die Prädikationsstruktur von Sätzen zum Hauptgegenstand ihrer syntaktischen Analysen gemacht, sondern vielmehr die sogenannte *Valenz* von Verben. Unter der Valenz von Verben wird dabei die

128 Vgl. zu dieser Problematik: F. Kainz: Über die Sprachverführung des Denkens. 1972.

unterschiedliche syntaktische Bindungsfähigkeit von Verben für andere Satzglieder verstanden, die einerseits obligatorische Satzglieder wie etwa Subjekte, Objekte sowie bestimmte Adverbiale umfassen und andererseits zusätzliche Angaben, die präzisierende Zusatzinformationen betreffen. Deshalb hat man Verben dann auch mit Gebilden analogisiert, die bestimmte Häkchen haben, an denen dann bestimmte andere Gegenstände aufgehängt werden können. Das wären dann bei Verben zusätzliche Satzelemente obligatorischer oder fakultativer Art, aus denen sich dann ein vollständiger Satz ergibt.

Das hat dann auch zur Folge, dass ein Verb bei der Satzbildung die Funktion hat, zum Kern einer Szenenbildung mit bestimmten Handlungsgrößen und Handlungsumständen zu werden bzw. zum Kristallisationskern eines ganz bestimmten Strukturzusammenhangs. Je nach Füllung der obligatorischen und fakultativen Leerstellen eines Verbs können dann nicht nur ganz konkrete Einzelaspekte eines Sachverhalts in unser Vorstellungsvermögen gerufen werden, sondern auch ganz bestimmte Handlungsabläufe: *Fritz kocht Tee / Kartoffeln / Suppe*.

Auch die Unterscheidung von *Handlungsverben* (schlagen), *Vorgangsverben* (schlafen) oder *Zustandsverben* (liegen) sowie von *transitiven Verben* mit einer Objektbindung (überzeugen) und *intransitiven Verben* ohne eine Objektbindung (nachdenken) impliziert eine je andere Szenenbildungsfunktion von Verben. Im Denkraum dieser Szenenbildungskompetenz von Verben ist es dann natürlich auch höchst umstritten, ob man das Wort *sein*, das man üblicherweise als *Hilfsverb* bezeichnet, überhaupt zu der Wortklasse der Verben rechnen sollte, weil es ja keine Bezüge zur dynamischen Welt des *Werdens* hat, sondern allenfalls eine Beziehung zur Welt des statischen *Seins*.

Wenn wir die Welt der Substantive als die Welt der Substanzen verstehen und die Welt der Verben als die Welt der Vorgänge, in denen Substanzen eine Rolle spielen, dann lassen sich Adjektive ontologisch natürlich leicht als Welt der Akzidenzien verstehen, die ebenso wie die der Vorgänge nur in der Welt der Substanzen zur Erscheinung kommen können. Dieses Denkmodell ist zwar ontologisch nicht immer sehr konsistent, aber es beherrscht dennoch unser Standardverständnis von Sprache, weil es pragmatisch nützlich und handhabbar ist und eben deshalb dann auch einen recht guten Einstieg in den hermeneutischen Zirkel des Verstehens der Wortartenproblematik in einem lexikalischen Denkraum ermöglicht.

In unserem sprachlichen Grundverständnis können wir deshalb auch Adjektive als Wortformen verstehen, mit denen wir mögliche Eigenschaften von ontischen Grundphänomenen benennen können (*großer / kleiner / grüner / roter / süßer / alter Apfel*). Was uns zunächst als objektive Eigenschaft von Erfahrungs-

phänomenen erscheint, entpuppt sich bei näherer Betrachtung dann meist als eine Interpretation menschlicher Subjekte in einer ganz bestimmten Wahrnehmungsperspektive, in der individuelle Differenzierungsinteressen und artspezifische menschliche Wahrnehmungsmöglichkeiten für gegebene Wahrnehmungsgegenstände immer eine konstitutive Rolle spielen.

Das wird besonders deutlich, wenn solchen Gegenständen sinnlich nicht wahrnehmbare Charakteristika zugeschrieben werden, die subjektbedingte Wertungen beinhalten (*gut, schlecht, gerecht, fortschrittlich*), die sich schwerlich als objektiv feststellbare Akzidenzien ansehen lassen, sondern eher als emotionsbesetzte subjektbedingte Kommentare. Bestimmte Adjektive bzw. bestimmte Gebrauchsformen von Adjektiven können sogar Vorgänge thematisieren (*schnelle Antwort, kurzer Prozess*), wenn man nicht von vornherein einen metaphorischen Sprachgebrauch annimmt. Bestimmte Adjektive können im attributiven Gebrauch sogar etwas über die objektiven Umstände der Wahrnehmung von Gegenständen durch eine bestimmte Person mitteilen, aber nicht etwas über den Wahrnehmungsgenstand selbst (*entferntes Haus*).

Auffällig ist auch, dass sich adjektivische Grundformen steigern lassen (*groß, größer, am größten*). Das verdeutlicht, dass Adjektive immer sehr eng mit Interpretationen und Wertungen korreliert sein können, die intersubjektiv keineswegs immer konsensfähig sind. Bezeichnend ist weiterhin, dass Adjektive oft aus Eigennamen, Rollenbezeichnungen oder abstrakten Substantiven (*sokratisch, königlich, religiös*) abgeleitet worden sind.

All das dokumentiert, dass Adjektive nicht nur gegebene Eigenschaften von Substanzen sprachlich objektivieren, sondern auch subjektbezogene Eindrücke und Interpretationen und dass man über ihren attributiven Gebrauch oft mehr über den jeweiligen Sprecher erfährt als über die von diesem thematisierten Objekte. Auf diese Weise exemplifizieren Adjektive auch recht gut ihre pragmatischen Zauberstabsfunktionen sowie ihre subjektbezogenen Sinnbildungsdimensionen, da sich über sie habituelle Analogieannahmen verstärken, verdeutlichen oder verändern lassen. Diesbezüglich ist es dann auch wichtig, dass Adjektive sich als Satzglieder 2. Ordnung sowohl als Attribute für Subjekte und Objekte verwenden lassen als auch als Adverbiale für Prädikate und dass sie sich mit Hilfe von bestimmten Artikeln sogar zu Substantiven transformieren lassen. Über bestimmte Wortbildungsmorpheme lassen sich Adjektive im Deutschen auch leicht in abstrakte Substantive verwandeln (*Freiheit, Flüssigkeit, Reichtum*). Das rechtfertigt dann vielleicht auch, dass man sie wegen ihrer vielfältigen Transformations- und Sinnbildungsmöglichkeiten sogar als Ariadnefäden betrachten kann, mit deren Hilfe man sich im Labyrinth der Welt sprachlich zurechtfinden kann, gerade weil sie ein so vielfältiges pragmatisches Funktionsspektrum haben.

Die Tatsache, dass unsere grundlegenden Wortarten im natürlichen Sprachgebrauch ein so vielfältiges Funktionsspektrum aufweisen, rechtfertigt es dann auch, sie zur Erläuterung von Humboldts These heranzuziehen, dass die flexible Struktur der natürlichen Sprache ein Garant dafür sei, von endlichen Mitteln einen unendlichen Gebrauch machen zu können. Diese Annahme könnte außerdem auch Wittgensteins These veranschaulichen, dass die natürliche Sprache dafür prädestiniert ist, sie für sehr vielfältige Sprachspiele bzw. Sinnbildungsspiele zu nutzen. Das würde es außerdem nahelegen, ihr eher eine Befreiungsfunktion als eine Fesselungsfunktion zuzubilligen, wenn man gelernt hat, ihre Grundstrukturen sinnvoll zu nutzen. Dazu kann dann sicherlich auch der flexible metaphorische Sprachgebrauch einen wichtigeren Beitrag leisten als der formalisierte Sprachgebrauch mit seiner immanenten Tendenz, alle Sprachmittel hinsichtlich ihrer Sinnbildungsfunktionen lexikalisch und grammatisch zu normieren.

6.3 Die Durchsichtigkeit von Wörtern

Nicht nur die Frage nach der Richtigkeit von Begriffen hat eine lange historische Diskussionsgeschichte hinter sich, sondern auch die Frage nach der Nützlichkeit von konkreten Wortbildungs- bzw. Begriffsbildungsstrategien bei der verbalen Objektivierung von Begriffen. Das ist auch nicht erstaunlich, weil anfangs kaum zwischen Wörtern als konkreten lexikalischen Größen und Wörtern als Repräsentanten von Begriffen bzw. kognitiven Mustern unterschieden worden ist. So bezeichnet beispielsweise der griechische Terminus *onoma* sowohl den verbalen Repräsentanten eines Denkmusters als auch das begriffliche Denkmuster selbst. Das ist ein Indiz dafür, dass zunächst immer ein Grundvertrauen darin bestand, dass die Phänomene *Sache*, *Begriff* und *Wort* im Prinzip weitgehend miteinander zur Deckung gebracht werden könnten, eben weil sie in weitgehenden Analogiebeziehungen miteinander stünden.

Dieses Urvertrauen dokumentiert sich auch darin, dass in frühen Phasen der Kulturgeschichte Eigennamen als genuine Bestandteile einer Person angesehen wurden und nicht nur als eine sprachliche Etikettierung dieser Person. Wenn man Kindern einen bestimmten Namen gab, dann spielte dabei immer eine Rolle, dass man zugleich wünschte, damit auch zugleich die Eigenschaften einer vorbildlichen Person gleichen Namens wieder beim Kind zur Erscheinung bringen zu können bzw. bestimmte Familieneigenschaften wiederbeleben zu können. Außerdem spielte im diesem Zusammenhang dann auch die allgemeine Sprachvorstellung eine Rolle, dass derjenige, der den Namen einer Person oder einer Sache kennt auch eine Macht über diese habe. Das bringt beispielsweise nicht

nur das Märchen vom Rumpelstilzchen klar zum Ausdruck (*Ach wie gut, dass niemand weiß, dass ich Rumpelstilzchen heiß.*), sondern auch der unstillbare Namenshunger von Kindern in der Phase ihres Spracherwerbs.

Dieser Namenszauber tritt natürlich bei begrifflichen Sachnamen nicht so deutlich hervor wie bei individuellen Eigennamen. Gleichwohl steht aber auch bei Begriffsnamen der Glaube im Hintergrund, dass mit der Kenntnis des Namens immer auch ein bestimmtes Herrschaftswissen über die jeweils benannten Phänomene verbunden sein könnte, insofern uns die Namen auch zugleich immer etwas darüber sagen, wie wir mit den damit benannten Dingen am besten umgehen können bzw. wie sich diese in die eigenen Lebensführung integrieren lassen, da man mit dem Namen einer Sache auch immer schon ein bestimmtes Wissen von dieser Sache erwirbt.

Kinder erfassen erstaunlicherweise auch sehr schnell, dass man die Benennungen für bestimmte Erfahrungsphänomene nach ganz bestimmten Abstraktionsebenen bzw. Mitteilungsintentionen auswählen kann. Das ermöglicht ihnen dann auch sehr gut, ihre jeweilige Wahrnehmung von individuellen Objekten unterschiedlich zu perspektivieren: *Katze, Schmusetier, Mäusefänger, Haustier, Säugetier* usw. Dabei stehen für Kinder dann natürlich auch diejenigen Begriffsdifferenzierungen im Vordergrund des Interesses, die zu ihrem jeweiligen Erfahrungshorizonten und Wissensbedürfnissen gehören.

Obwohl der linguistische Strukturalismus von de Saussure auf der Grundüberlegung aufbaut, dass die sprachlichen Benennungen von Erfahrungs- und Denkphänomenen als rein konventionell und damit auch als mehr oder weniger willkürlich anzusehen seien, so gibt es bei ihm doch auch Gesichtspunkte, die es nahelegen, die Namen für Begriffe als inhaltlich motiviert anzusehen. Deshalb spricht er dann auch von einer *relativen Motiviertheit* der Namen für bestimmte Sachverhalte, was für ihn allerdings eher psychologisch und funktionell als inhaltlich bedingt ist. Das dokumentiert sich im Deutschen beispielsweise bei der Benennung von Zahlen, die von eins bis zwölf eher als willkürlich in Erscheinung treten, aber ab dreizehn als durchaus motiviert. Kulturhistorisch gesehen ist de Saussures These von der *relativen Motiviertheit* von Benennungen allerdings eher irreführend als angemessen, da bei der historischen Entwicklung des Vokabulars natürlicherweise immer inhaltliche Analogien eine dominierende Rolle gespielt haben.

Die Anfänge der systematischen Etymologie im Mittelalter gingen beispielsweise von der Grundüberzeugung aus, dass die ursprüngliche Bedeutung von Wörtern, die man methodisch aus ihren Wurzeln rekonstruieren könne, sogar ihre wahre natürliche Bedeutung repräsentiere. Diese habe man deshalb auch nicht nur historisch zur Kenntnis zu nehmen, sondern auch inhaltlich zu

respektieren und zu pflegen. Diese Auffassung kann natürlich heute keine realistische Denkprämisse mehr für etymologischen Bemühungen sein. Aber dennoch lässt sich über diese methodische Denkvoraussetzung recht gut rekonstruieren, in welche Sinnbildungs- und Begriffsbildungsprozesse die Sprachverwender ursprünglich verstrickt waren und welche Analogieannahmen dabei wirksam werden konnten, was im folgenden Kapitel noch näher erläutert werden soll.

Hier soll vorerst aber noch ein anderer Denkansatz thematisiert werden, der sich mit Hilfe der Vorstellung von *durchsichtigen Wörtern* konkretisieren lässt. Dieses Konzept ist von Wandruszka und Gauger ins Spiel gebracht worden, um den Überlegungen de Saussures zur relativen Motiviertheit von Wörtern historisch und sachlich ein größeres Gewicht zu geben. Beide wollen nämlich verdeutlichen, dass schon aus der faktischen Bildungsweise von Wörtern zu entnehmen sei, welche pragmatischen Sinnbildungsfunktionen ursprünglich mit ihnen verbunden waren, was spätere Umakzentuierungen ihres semantischen Funktionsprofils natürlich nicht ausschließt. Das offenbart dann auch, dass jede Frage nach dem aktuellen Sinngehalt von Wörtern die verborgene Kopräsenz von früheren nicht generell ausschließt. Allerdings bleibt diese Kopräsenz natürlich nur dann lebendig, wenn gleichzeitig auch schriftlich fixierte ältere Texte zur Kenntnis genommen werden können.¹²⁹ Die etwas verdeckte Kopräsenz von älteren Wortbedeutungen im jeweils aktuellen Sprachgebrauch hat zur Folge, dass sich für uns die Bedeutung von Wörtern faktisch immer als ein Amalgam aus früheren und aktuellen Sinnbildungsanstrengungen konkretisiert.

Als *durchsichtige Wörter* lassen sich faktisch alle Wortbildungen zusammenfassen, die sich als Wortableitungen (Derivate) mit Hilfe von Präfixen und Suffixen näher beschreiben lassen bzw. als Wortzusammensetzungen von selbstständigen Einzelwörtern (Komposita). Es ist nun offensichtlich, dass solche Wörter den Hauptbestandteil unseres Vokabulars ausmachen und dass sie uns zugleich einen deutlichen Hinweis auf das Kreativitätspotential der natürlichen Sprache geben, in der das Analogisierungsprinzip bei der Begriffs- und Wortbildung eine ganz konstitutive Rolle spielt. Darauf hat ja auch schon Humboldt mit seinem Konzept der *inneren Sprachform* aufmerksam gemacht, das schon in der mittelalterlichen Sprachphilosophie in der Differenzierung von formbildender Kraft (*forma formans*) und geformter Gestalt (*forma formata*) vorgeprägt war.

Derivata und Komposita werden faktisch dadurch geprägt, dass der Zusammenhang von Wortkörper und Wortinhalt nicht als rein konventionell, sondern

¹²⁹ Vgl. F. de Saussure: Grundlagen der allgemeinen Sprachwissenschaft. 1967², S. 156. M. Wandruszka: Etymologie und Philosophie. In: Der Deutschunterricht 1958, H. 4., S. 10. M. Gauger: Durchsichtige Wörter 1971. W. von Humboldt, Werke Bd. 3, S. 224 f.

als motiviert angesehen wird, insofern es eine gewisse intentionale Determinationsrelation zwischen den jeweiligen Teilen gibt, der zugleich eine gewisse Definitionsintention zugrunde liegt. Auf diese Weise treten diese Wortbildungen dann auch als *sprechende Namen* in Erscheinung, da ihre morphologische Struktur schon verdeutlicht, welche immanente inhaltliche Behauptungsfunktion ihnen jeweils zugrunde liegt. Durchsichtige Wörter haben demzufolge nicht nur eine Benennungsfunktion, sondern zugleich immer auch eine Analyse- bzw. Synthesefunktion, die nicht nur einen Sachbezug, sondern auch einen Sprecherbezug haben. Das gilt insbesondere dann, wenn diese Wörter neu gebildet worden sind und daher dann auch deutliche Hinweise auf die aktuellen Denkstrukturen ihrer jeweiligen Erzeuger geben, zu denen dann natürlich auch immer analogisierende Kategorisierungsanstrengungen gehören.

Bei Ableitungen geht es beispielsweise immer auch darum, dass ein Grundmorphem als kleinste bedeutungstragende Einheit mit anderen Wortbildungsmorphemen syntaktisch so verbunden wird, dass dadurch neue selbstständige Wörter mit einer spezifisch motivierten Bedeutung entstehen. Auf diese Weise bilden sich dann gleichsam Wortfamilien heraus, deren Mitglieder sich einerseits voneinander abgrenzen, aber andererseits dennoch eng miteinander verbunden sein können. Beispielsweise lässt sich das lexikalische Grundmorphem *-fahr* über das grammatische Wortbildungsmorphem *-en* zu dem Verb *fahren* machen, das dann wiederum mit bestimmten Präfixen semantisch variiert werden kann: *ver-fahren*, *befahren*, *losfahren*. Durch ein bestimmtes Suffix kann es auch zu dem Substantiv *Fahrer* gemacht werden, das dann die Person bezeichnet, die den Prozess des Fahrens organisiert. Außerdem lässt sich durch das Wortbildungsmorphem *-ei* das Substantiv *Fahrerei* herstellen, das alle Faktoren kumulativ zusammenfasst, die mit dem Prozess des Fahrens zu tun haben.

Die sprachliche Kreativität von Ableitungen gründet sich darauf, dass auf der Basis eines lexikalischen Grundmorphems mit Hilfe von unterschiedlichen typisierenden Zusatzmorphemen eine bestimmte Wortfamilie hergestellt wird. Diese ist dann dadurch charakterisiert, dass sie einerseits gut unterscheidbare Einzelmitglieder aufweist, aber andererseits auch auf semantische Ähnlichkeiten zwischen diesen aufmerksam macht. Auf diese Weise wird dann eine Wortfamilie dadurch geprägt, dass ihre Mitglieder sowohl in einer Differenz- als auch in einer Analogierelation zueinander stehen. Dadurch üben alle Ableitungen starke Wachstumsimpulse auf das Vokabular einer Sprache aus, da dadurch alle neuen Ableitungen mehr oder weniger spontan verständlich werden: *Fahrer*, *Lehrer*, *Tischler*; *fahrbar*, *tragbar*, *akzeptierbar*; *verkaufen*, *verlassen*, *vernebeln*.

Eine sehr wichtige kulturgeschichtliche Rolle spielen bei den durchsichtigen Wörtern die Ableitungen mit Hilfe des Wortbildungsmorphems *-heit* bzw. *-keit*,

die insbesondere dazu dienlich sind, Abstrakta wie etwa *Wahrheit*, *Freiheit* oder *Fruchtbarkeit* zu bilden. Dieses Wortbildungsverfahren hat insbesondere in der mittelalterlichen Mystik eine wichtige Rolle gespielt, um lateinische Abstrakta mit dem Ableitungsmorphem *-tas* (*veritas*, *libertas*, *fertilitas*) ins Deutsche zu übersetzen, das anfangs für solche abstrakten Substantive keine direkten kognitiven Bedürfnisse hatte. Die Wortbildungsmorpheme *-heit* bzw. *-keit* waren ursprünglich selbstständige Wörter, die auf das mhd. Substantiv *heit* (Gestalt, Wesen, Beschaffenheit) zurückgehen, das aber als solches inzwischen ausgestorben ist, aber als Wortbildungsmorphem sprachlich überlebt hat, weil es dazu dienlich war, die Vorstellung einer unselbstständigen Denkgröße zu einer gleichsam selbstständigen Seinssubstanz zu transformieren (*dr̥heit*, *ichheit*, *itelkeit*).

In ganz besonderer Klarheit treten durchsichtige Wörter in Form von Komposita in Erscheinung. Dabei dient das 2. Wort der Zusammensetzung immer als Grundbegriff und das 1. Wort als Bestimmungsbegriff mit einer bestimmten Präzisierungsfunktion: *Viehschuppen* / *Schuppenvieh*; *Glasfenster* / *Fensterglas*. Es lassen sich sogar mehrgliedrige Komposita bilden, deren faktischer Gegenstandsbezug allerdings erst durch das letzte Wort festgelegt wird: *Donaudampfschifferkapitänswitwenball*. Die Bestimmungswörter von Komposita spielen syntaktisch dabei gleichsam die Rolle von vorangestellten präzisierenden Attributen für ein Grundwort. Deshalb lässt sich die Funktion von Bestimmungswörter auch durch nachgestellte Präpositionalattribute oder Relativsätze näher bestimmen: *Viehschuppen* / *Schuppen für das Vieh* / *Schuppen, der für das Vieh bestimmt ist*.

Im Deutschen spielen Komposita im Vergleich mit dem Französischen eine besonders große Rolle. Im Französischen wird die Determinationsfunktion des jeweiligen Bestimmungswortes nämlich üblicherweise immer durch eine ganz spezifische Präposition genauer bestimmt. Das hat dem Französischen dann auch den Ruf einer analysierenden Sprache eingebracht hat, während das Deutsche eher als eine synthetisierende Sprache angesehen wurde, die Instruktionsinformationen für den inhaltlichen Zusammenhang von Teilvorstellungen nicht explizit durch spezifische Präpositionen signalisiert, sondern vielmehr eher aus dem allgemeinen Weltwissen ableitet: *vin de table* / *Tischwein*.

Festzuhalten ist grundsätzlich, dass die Kompositabildung ein außerordentlich produktives Wortbildungsverfahren ist, das gerade wegen ihrer logisch-semanticen Unschärfe bei der Metaphernbildung eine besonders wichtige Rolle spielt, da hier der Assoziationsspielraum zwischen zwei Vorstellungsgrößen ja nicht von vornherein eingeschränkt werden soll. Die Analogieimplikationen von metaphorischen Komposita liegen nämlich weniger darin, dass die determinativ aufeinander bezogenen Wörter von vornherein eine semantische Verwandtschaft zueinander aufweisen, sondern dass diese Verwandtschaft oft

erst interpretativ erschlossen werden muss, da sie ja oft heuristisch einfach behauptet wird. Um solche Interpretationen leisten zu können, muss dann ein Rezipient von metaphorischen Komposita immer ein ähnliches Sachwissen haben wie der Produzent dieser Komposita, weil diese sonst unverständlich bleiben.

Problematisch kann das Verständnis von Metaphern als durchsichtige Wörter dann werden, wenn sich im Laufe der Zeit ihre Teilbedeutungen verändert haben oder wenn bestimmte Wörter im Verlauf der Zeit ausgestorben sind. Beispielsweise ist das ahd. Wort *sin* (groß, gewaltig) schon früh aus dem allgemeinen Sprachgebrauch verschwunden. Deshalb wurde das mhd. Wort *sintvluot* dann auch nicht mehr als Bezeichnung für eine große Flut spontan verstanden. Deshalb machte man dann daraus das Kompositum *Sündflut* als Bezeichnung für eine Bestrafungsflut für menschliche Sünden. Erst am Anfang des 20. Jahrhunderts setzte sich das Wort *Sintflut* wieder durch, ohne dabei allerdings zugleich auch ein durchsichtiges Wort im Sinne der ursprünglichen Bezeichnung für eine bloße große Flut zu werden. Ein ähnliches Schicksal hat auch das Wort *Elfenbein* gehabt, das heute auch nicht mehr als ein durchsichtiges Wort verstanden werden kann. Es hat nämlich ursprünglich nichts mit dem Bein von Elfen zu tun, sondern hat ursprünglich lediglich den ganz besonderen Stoßknochen von Elefanten (*helfantbein*) bezeichnet hat.

6.4 Wörter als Überschriften von Geschichten

Nach dem Vorbild des wissenschaftlichen Sprachgebrauchs verstehen wir Inhaltswörter bzw. kategorematische Wörter üblicherweise als sprachliche Repräsentanten deskriptiver Begriffe, die ontisch vorgegebene Seinsformen benennen. In diesem Denkraum bekommt die These von der Analogie bzw. der Korrespondenz zwischen lexikalischen und ontischen Größen natürlich einen vielversprechenden Sinn, da es ja natürlich recht hilfreich wäre, wenn die Kenntnis von Wörtern auch schon zu einer faktischen Kenntnis der Welt führen könnte. Diese hypothetische Vorstellung hat sich insbesondere im Hinblick auf Substantive gefestigt, aber sie wird auch oft für Verben und Adjektive in Anspruch genommen. Natürlich wäre es erkenntnistheoretisch sehr hilfreich, wenn man sprachliche Formen zugleich auch als sprachliche Gipsabdrücke ontischer Originale verstehen könnte.

Den erkenntniskritischen und phänomenologisch orientierten Denkansätzen war diese Korrespondenzannahme zwischen Sprache und Welt allerdings von Anfang an ziemlich suspekt, weil man das als eine abstraktive Vereinfachung ansah, die die elementaren Objektivierungsfunktionen der Sprache eher verfehle als erfasse, da dieser ja eher eine interpretative als eine abbildende pragmatische

Funktion zugesprochen wurde. Nicht ohne Polemik hat Heidegger auch die rein kontemplative begriffliche Objektivierung der Welt in den Wissenschaften als eine Form des „*Begaffens*“ denunziert, die allenfalls dazu diene die „*Vorhandenheit*“ von Phänomenen wahrzunehmen, aber nicht deren „*Zuhandenheit*“ für Menschen in konkreten Handlungszusammenhängen.¹³⁰

Diese Neuformulierung des Interesses an Sprache, die sich eher auf ihren Werkzeugcharakter als auf ihren möglichen Repräsentationscharakter richtet, hat dann Wilhelm Schapp dazu veranlasst, einen ganz anderen Zugriff auf die sprachlichen Formen der Sprache und insbesondere auf Substantive zu propagieren, um insbesondere die Handlungsfunktionen der Sprache zu akzentuieren. Für ihn erzeugen sich Wortbedeutungen nicht im Kontext einer kontemplativen Weltbetrachtung, sondern vielmehr im Kontext von sprachlichen Handlungsformen, was dann auch dem später entwickelten Sprachspielgedankens Wittgensteins entspricht.

Für Schapp treten die semantischen Profile von Wörtern nämlich erst in den Geschichten hervor, in denen sie verstrickt sind. Geschichten sind deshalb für ihn auch nicht etwas Nachträgliches für die Sinnbildungsfunktionen von Wörtern, sondern etwas ganz Elementares. Für Schapp konkretisiert sich nämlich die faktisch Bedeutung bzw. die Benennungsfunktion von Wörtern anthropologisch letztlich immer erst durch ihre faktische Einbindung in Geschichten. „*Wir sind durch unsere Untersuchung zum umgekehrten Ergebnis gekommen, daß gerade die Geschichten das Grundlegende sind und erst aus den Geschichten Menschen, Tiere und Häuser heraustreten.*“¹³¹

Das bedeutet, dass sich für Schapp unsere Welterfahrungen erst dadurch konstituieren und konkretisieren, dass man sich die Geschichten vergegenwärtigt, in denen sich diese Erfahrungen als Ganzes oder hinsichtlich ihrer Einzelaspekte vergegenwärtigen lassen. Es bedeutet weiter, dass sich die Möglichkeiten unserer Welterfahrungen auch durch neue Geschichten ständig verändern und präzisieren lassen. Durch die Vielfalt von Geschichten ergibt sich dann auch die Vielfalt unserer Welterfahrungen. Geschichten erzählen wir außerdem auch, um auf eine nicht schlussfolgernde Weise zu denken bzw. etwas gestalthaft wahrzunehmen, eben weil wir die Welt nicht additiv als eine bloße Ansammlung von Elementen bzw. von Zufällen wahrnehmen möchten. In Geschichten wird nämlich immer explizit oder implizit versucht, auch die Faktoren und Gründe zu konkretisieren, über die Einzelphänomene in einen kohärenten Zusammenhang miteinander gebracht werden können.

130 M. Heidegger: *Sein und Zeit*. 1963¹⁰, S. 68f.

131 W. Schapp: *In Geschichten verstrickt*. 1976², S. 85.

Dementsprechend ergeben sich für Schapp unsere konkreten Welterfahrungen dann auch weniger aus der bloßen Kontemplation von Einzelphänomenen, sondern vielmehr aus dem Interaktionszusammenhang, den wir uns zwischen ihnen in Form von Geschichten herstellen können, in die diese verwickelt sind oder verwickelt werden können. Der rein passive Blick von einem ganz bestimmten Sehepunkt her erschließe uns unsere jeweiligen Wahrnehmungsgegenstände nämlich nicht in demselben Maße und in derselben Zuverlässigkeit wie ihre Wahrnehmung im Rahmen von Interaktionsprozessen bzw. im Rahmen von Geschichten. Deshalb ergibt sich die Semantik von Wörtern für Schapp auch phänomenologisch gesehen nicht im Kontext von analysierenden Begriffsbildungsanstrengungen, sondern vielmehr im Kontext ihrer Einbettung in synthetisierende Geschichten.

Es bedeutet weiter, dass die semantische Ähnlichkeit von Wörtern weniger durch die Ähnlichkeit ihrer referentiellen Bezüge zu Objektwelten bedingt wird als durch die Ähnlichkeiten der Geschichten, die durch sie in unserem Bewusstsein aufgerufen werden. Je mehr diese Geschichten auseinander driften, desto unähnlicher wird ihre Semantik für uns. Je mehr diese Geschichten sich überlappen und ergänzen, desto ähnlicher wird ihre Semantik für uns. Auf der Reduktion der Geschichten, die durch einzelne Wörter ins Bewusstsein gerufen wird, beruht dann auch die Eindeutigkeit und Kohärenz des Vokabulars in den formalisierten Fachsprachen. Deren Erkenntnisinteressen sind nämlich im Vergleich mit der natürlichen Sprache erheblich reduziert, da letztere immer sowohl objektorientierte als auch subjektorientierte Erkenntnisinteressen hat und auch haben muss.

Die phänomenologische These Schapps, dass Erfahrungsphänomene ihre Kontur letztlich erst in Handlungs- bzw. Syntheseprozessen bekommen und nicht in begrifflich orientierten analytischen Kontemplationsprozessen spielt auch in der Entwicklungspsychologie eine wichtige Rolle. Jerome Bruner hat in der individuellen kindlichen Entwicklung (Ontogenese) viele Analogien zu der Gattungsentwicklung der Menschen (Phylogenese) konstatiert, insofern er zwischen aktionalen (enaktiven), bildlichen (ikonischen) und konventionellen (symbolischen) Repräsentationsformen von Erfahrungsgegenständen spricht. Beispielsweise sei für ein Kleinkind ein *Stein* alles, was man werfen könne, und ein *Vogel* alles, was fliegen könne.¹³² Die Erfahrung, dass Wörter bei Kindern in Geschichten verstrickt sind, exemplifiziert sich auch die Reaktion eines Kindes auf die Frage, was das Wort *Blondine* bedeute: ...*auf die fliegen alle Männer*.

132 J. S. Bruner: Der Verlauf der kognitiven Entwicklung. In: D. Spanhel (Hrsg.): Schülersprache und Denkprozesse. 1973, S. 49–83.

Die These, dass Wörter immer in neue Geschichten bzw. Kontexte verstrickt werden können exemplifiziert nicht nur der ästhetische, sondern auch der historische und politische Sprachgebrauch. Hier wird immer wieder versucht, den üblichen Sprachgebrauch so zu regulieren, dass die Wörter dadurch auch eine neue Semantik bekommen, dass sie ja in ganz neuartigen Kontexten verwendet werden. Das exemplifizieren nicht nur die *Sprachregelungen* für die Presse im Dritten Reich, sondern auch die sogenannte *Neusprache* in Orwells utopischem Nachkriegsroman 1984. Hier sorgt nämlich die Regierung dafür, dass politisch wichtige Wörter so verwendet werden müssen, dass sie sogar das Gegenteil von dem bedeuten, was sie früher bedeutet haben.

Schapps These, dass die Semantik von Wörtern aus ihrem faktischen Gebrauch in Aussagen bzw. Geschichten resultiere und dass Wörter entstehungsgeschichtlich gesehen auch als Überschriften für Geschichten verstanden werden könnten, hat Lambert schon im 18. Jh. in seinen semiotischen Überlegungen thematisiert: „Denn da entsteht der Begriff, den man mit dem Worte verbindet, aus den Redensarten, in welchen das Wort gebraucht wird, und man richtet die Definition so ein, daß sie diesen Redensarten und Sätzen nicht zuwiderlaufe.“¹³³

Aus der pragmatischen Funktion von Wörtern, dass sie als Überschriften für unterschiedliche Sinnbildungsgeschichten in Erscheinung treten können, die sich wechselseitig ergänzen, aber auch relativieren, hat Odo Marquard eine bemerkenswerte Konsequenz gezogen. Die Philosophie dürfe sich nicht nur mit Begriffen und Begriffsbildungen beschäftigen bzw. mit dem Postulat, die Welt auf die richtigen Begriffe zu bringen, sondern auch mit dem Problem, wie man die Welt über Geschichten bzw. Erzählungen auf immer wieder neue Art und Weise perspektivisch erschließen könne, weil Geschichten die innere Dynamik von Denkgegenständen besser objektivieren könnten als normative Begriffe, die natürlicherweise immer zu recht statischen Sachvorstellungen tendierten.

Die Rationalisierungen machen die Narrationen nicht obsolet; ganz im Gegenteil: sie erzwingen Erzählungen mit neuen Formen der Erzählung. Je mehr wir rationalisieren, um so mehr müssen wir erzählen. Je moderner die moderne Welt wird, desto unvermeidlicher wird die Erzählung: *Narrare necesse est*.¹³⁴

Wenn man nun nicht nur Wörter, sondern auch Begriffe als Überschriften für menschliche Sinnbildungsanstrengungen bzw. Geschichten betrachtet, dann hat man zugleich akzeptiert, dass es keine abschließenden Wissenskonstitutionen gib, sondern nur vorläufige und ergänzungsbedürftige. Deshalb versteht Marquard

¹³³ J. H. Lambert: Neues Organon. Bd. 2. Semiotik, § 351, 1764/1990, S. 642.

¹³⁴ O. Marquard: *Narrare necesse est*. In: O. Marquard: Philosophie des Stattdessen. 2002, S. 63.

Geschichten mit Einschluss von Mythen auch als Erscheinungsformen der Gewaltenteilung, die verhindern, dass sich ein begrifflicher und narrativer Monomythos herausbildet. Geschichten sind für ihn unentbehrliche Hilfsmittel, um gegen die Verholzung unseres Wissens anzukämpfen und eine einzige Wahrnehmungsperspektive für Wahrnehmungsgegenstände für allgemeingültig zu halten. Wissen findet für ihn nicht nur in Form von stabilen Begriffen seine Gestalt, sondern auch in Form von exemplifizierenden Geschichten, die Wissensbildungen ja prinzipiell nicht abschließen, sondern eher zur Konzipierung von Vor- und Nachgeschichten anregen, wenn nicht sogar provozieren.

Während Begriffe tendenziell immer danach streben, einzelne Denkinhalte zu isolieren und zu verfestigen, tendieren Geschichten immer dazu, unterschiedliche Denkinhalte in eine gestaltbildende Interaktion miteinander zu bringen. Deshalb schließen Geschichten Sinnbildungsprozesse auch nicht ab, sondern versuchen eher, die vielfältigen Korrelationszusammenhänge zwischen Objekten und Subjekten zu thematisieren und vielfältig zu konkretisieren. Deshalb haben Geschichten letztlich auch eine größere anthropologische Relevanz als Begriffe, weil sie ihre jeweiligen Gegenstände nicht als *Was-Phänomene* ins Auge fassen, sondern als *Wozu-Phänomene*. Aus diesem Grund gibt es dann auch sowohl bei Kindern als auch bei Erwachsenen einen unstillbaren Hunger nach realen und fiktionalen Geschichten, eben weil Geschichten keine kategorisierende, sondern eine exemplifizierende Grundfunktion haben, die vielfältige Anschlussgeschichten ermöglichen, was Gleichnisse und Mythen sehr klar verdeutlichen.

Die anthropologische Relevanz von Geschichten, seien sie nun durch Wörter oder durch Texte repräsentiert, ist auch dadurch bedingt, dass Geschichten im Gegensatz zu Begriffen eher einem *Handlungswissen* (knowing how) als ein *Gegenstandswissen* (knowing that) verpflichtet sind. Tulving hat deshalb auch zwischen einem semantischen Gedächtnis unterschieden, das sich auf ein begrifflich fixierbares Wissen stützt, und einem episodischen Gedächtnis, das sich vor allem auf individuelle Erlebnisse und Erfahrungen gründet. Letzteres lässt sich dann am besten über dynamische Geschichten objektivieren, aber nicht über statische Begriffe.¹³⁵

Wenn man Wörter als Überschriften von Geschichten versteht, dann kann man ihnen natürlich ein ganz anderes Analogisierungspotential zuordnen, als wenn man sie als Etiketten für kategorisierende Begriffe ins Auge fasst. Da Erinnerungen an Geschichten immer mit Vor- und Nachgeschichten verbunden werden können, haben Wörter, die sofort Erinnerungen an Geschichten auslösen,

135 E. Tulving: Episodic and semantic memory. In E. Tulving / W. Donaldson (eds.): *Organization of memory*. 1972. S. 381–403.

natürlich auch ein sehr dynamisches Sinnbildungspotential. Dieses unterscheidet sich beträchtlich von Wörtern, die als Etiketten für konventionalisierte Begriffe verstanden werden. Deshalb ist der narrative Sprachgebrauch auch ein ständiges Korrektiv für den begrifflichen, weil bei den jeweiligen Objektbildungen von Wörtern immer variable Interpretanten eingesetzt werden müssen, die dann auch variable Objektbildungen ermöglichen bzw. variable Analogiebildungen.

In den formalisierten Fachsprachen ist ein begrifflich stabilisierter Wortgebrauch gar nicht zu umgehen, weil hier die präzisierende Informationsfunktion von Wörtern sichergestellt werden muss, um Schlussfolgerungen im Rahmen der zweiwertigen Logik zu ermöglichen. Beim Gebrauch der natürlichen Sprache kann ein solcher Wortgebrauch allerdings auch kontraproduktiv sein, weil dadurch die Erschließungsfunktion von Wörtern auch eingeschränkt werden kann, da hier ja in der Regel immer sowohl objekt- als auch subjektorientierte Sinnbildungsfunktionen erfüllt werden sollen, was gerade der metaphorische Sprachgebrauch eindrucksvoll exemplifiziert. Deshalb soll hier das Analogisierungspotential von Metaphern sowohl auf der Ebene der Wort- als auch auf der der Satzbildung noch in einem eigenständigen Kapitel untersucht werden.

6.5 Die etymologischen Implikationen von Wörtern

Wenn man sich mit der Herkunft und mit dem geschichtlichen Bedeutungswandel von Wörtern beschäftigt, dann werden diese natürlich auf eine ganz andere Weise zu durchsichtigen Wörtern bzw. zu Überschriften von Geschichten, als wenn man sie in einer systemorientierten synchronen Perspektive betrachtet. Die These vom Zauberstab der Analogie muss dementsprechend dann auch eher kulturhistorisch als systemtheoretisch verstanden werden.

In diesem Zusammenhang ist natürlich auch zu beachten, dass das antike und mittelalterliche Konzept der Etymologie im Gegensatz zum neuzeitlichen eher erkenntnistheoretisch als kulturgeschichtlich orientiert war, also von ganz anderen Denkprämissen ausgegangen ist. Die frühen etymologischen Überlegungen zu Verständnis von Wörtern hatten meist das Ziel, die ursprünglichen Bedeutungen von Wörtern zu rekonstruieren, die zugleich auch als die authentischen und wahren angesehen wurden, die sich im Laufe der Geschichte meist verunklärt hätten. Das Erkenntnisinteresse der Etymologie richtete sich deshalb zunächst auch nicht auf den historischen Wandel von Wortbedeutungen und auf die dafür maßgeblichen Gründe, sondern vielmehr auf die Rekonstruktion und die Wiederbelebung der ursprünglichen Wortbedeutungen als den eigentlichen Wortbedeutungen, die dann im Prinzip wiederbelebt werden sollten.

Hinter dieser Zielsetzung stand der Glaube, dass die Sprache ursprünglich ein Natur- bzw. ein göttliches Schöpfungsphänomen sei, deren einzelne Formen daher auch deckungsgleich auf die Ordnungsformen der Welt passten. Die Vorstellung, dass die Sprache ein Kulturphänomen sein könnte, das Menschen historisch auf evolutionäre Weise entwickelt hätten, um sich ihre physischen und geistigen Welten heuristisch zu erschließen und zu objektivieren, war jedenfalls keine vorstrukturierende Denkprämisse der frühen etymologischen Überlegungen. Allenfalls zog man in Betracht, dass die lautliche Seite der Sprache ein Menschenwerk sei, eben weil erfahrungsgemäß die lautlichen Benennungen von Einzelphänomenen von Sprache zu Sprache durchaus unterschiedlich ausfallen könnten, aber eigentlich nicht ihre begrifflichen Objektivierungsziele. Die Vorstellung einer historischen Entwicklung der Sprache auf der begrifflich-semantischen Ebene war den frühen Etymologen verständlicherweise ziemlich fremd. Ebenso fremd war ihnen auch die neuzeitliche Vorstellung, dass man die Sprache möglicherweise auch als ein Phänomen der dritten Art ansehen könne, welches genau besehen weder der Natur noch der konstruktiven menschliche Planung zuzuordnen sei, sondern vielmehr evolutionären Prozessen, die faktisch dazu dienlich seien, die vielfältigen menschlichen geistigen Differenzierungsprozesse und ihre jeweiligen Produkte in ein Fließgleichgewicht miteinander zu bringen.

Unter diesen Rahmenbedingungen sind dann natürlich die etymologischen Analysen von Wörtern insbesondere deshalb kulturhistorisch sinnvoll, weil wir ja über diese auf die geistigen Antriebskräfte stoßen, die einerseits zu konkreten Wort- und Begriffsbildungen geführt haben und andererseits zu bestimmten Einflüssen auf die pragmatisch bedingten Bedeutungsveränderungen von Wörtern. Hinter dem ursprünglichen Verständnis von Etymologie stand nämlich der Glaube, dass die Sprache ein Naturphänomen bzw. ein Schöpfungsphänomen sei, welches die gegebene Welt im Prinzip kongruent abbilden könne. Dass die Sprache ein variables Kulturphänomen sein könnte, das sich evolutionär entwickelt habe, damit sich Menschen ihre materiellen und geistigen Lebenswelt auf unterschiedliche Weisen heuristisch erschließen bzw. auf bestimmte Denkmuster bringen könnten, war jedenfalls im Gegensatz zu heute im Altertum und Mittelalter keine strukturierende Denkprämisse für etymologische Überlegungen. Im evolutionär orientierten Sprachdenken wird die Sprache zwar auch als ein Ergebnis menschlichen Handelns verstanden, aber nicht als Resultat expliziter menschlicher Planungen, sondern eher als eine Resultante von einander widerstreitender Objektivierungszielen und Objektivierungskräften, die immer wieder auf neue Weise in ein Fließgleichgewicht zu bringen sind.

Dieser Sprachentwicklungsprozess in der Phylogenese spiegelt sich im Spracherwerbsprozess der Kinder in der Ontogenese sowohl auf der seman-

tischen als auch auf der syntaktischen bzw. grammatischen Ebene wieder. Der Entwicklungspsychologe Jean Piaget hat diesen Prozess dann auch als ein dialektisches Wechselspiel von gegenläufigen Prozessen beschrieben. In Assimilationsprozessen versuchten Kinder sich ihre jeweiligen Lebenswelten nach den Denkschemata der tradierten Sprache zu objektivieren. In Akkommodationsprozessen versuchten sie, unproduktive sprachliche Ordnungskategorien so umzugestalten, dass sie ihren individuellen Objektivierungsbedürfnissen besser entsprechen. *„Jede Eroberung der Akkommodation wird also zum Material für Assimilationen, die sich jedoch unaufhörlich wieder neuen Akkommodationen widersetzen.“*¹³⁶ Auf diese Weise kann sich dann das Sinnbildungsprofil von Wörtern in Spracherwerbsprozessen ständig verändern und damit dann natürlich auch deren jeweilige Analogisierungsfunktionen, da ja die Wörter natürlich immer wieder in neue Sprachspiele integriert werden müssen und können.

So gesehen ermöglichen etymologische Wortanalysen wichtige Einsichten in die Triebkräfte kultureller Sinnbildungsprozesse überindividueller Art, obwohl gerade Individuen diese auslösen bzw. konkretisieren können. In oralen Kulturen ohne konkrete schriftliche Fixierung von sprachlichen Aussagen ändern sich Wortbedeutungen natürlich sehr viel schneller, ohne dass das den jeweils Beteiligten auffällt. In literalen Kulturen, in denen es natürlich ständig Kontakt zu früheren Sprachverwendungsformen gibt, verändern sich Wortbedeutungen deshalb auch langsamer als in oralen.

Die ersten expliziten etymologischen Spekulationen finden wir im platonischen Kratylus-Dialog. Hier spekulieren Sokrates und Kratylus darüber, ob es eine natürliche Richtigkeit der Namen gebe (Physei-These), die sich möglicherweise schon in den imitierenden Lautformen der Wörter manifestiere, oder ob die sprachliche Benennung von Dingen rein konventioneller Natur sei (Thesei-These), was es dann faktisch unmöglich mache, aus den Namen der Dinge auch schon etwas über deren faktische Natur zu erfahren. Beispielsweise wird die Frage gestellt, ob der Laut, den wir mit dem Buchstaben *r* bezeichnen, kraft Analogie immer schon auf Bewegungsphänomene verweise, da ja bei der Artikulation dieses Buchstabens die Zunge in Bewegung versetzt werde. Ebenfalls wird die Frage gestellt, ob der Laut, den wir mit dem Buchstaben *l* kennzeichnen, eine Beziehung zu allem Schlüpfrigen und Leimigen habe.¹³⁷

Aus all diesen Spekulationen wird dann der Schluss gezogen, dass wir weder aus der Lautstruktur noch aus der Korrelation von Lauten etwas über die sachliche Referenz der jeweiligen Wörter erfahren: *„Alles nämlich würde zweifach da*

¹³⁶ J. Piaget: Der Aufbau der Wirklichkeit beim Kinde 1974. S. 340.

¹³⁷ Platon: Kratylus, 426d–429c. Werke, Bd. 2, S. 167–170.

sein, und man würde von keinem von beiden mehr angeben können, welches das Ding selbst wäre und welches das Wort.“¹³⁸ Darum schließt Sokrates dann auch aus, dass man das Wesen der Dinge durch die Wörter selbst erschließen könne, durch die sie jeweils benannt werden. Vielmehr könne dieses nur dadurch erfasst werden, dass man die Dinge selbst genau betrachte. Die Erforschung der Dinge über die Wörter, die sie jeweils benannten, wäre nach Sokrates nur dann wirklich plausibel, wenn man einen göttlichen Namengeber annähme oder eine angeborene weltabbildende Sprache, deren semantische und syntaktische Struktur in einer symmetrischen Analogie zur Struktur der Welt stünde.

Das Problem der angeborenen Sprache hat die Griechen schon früh intensiv beschäftigt. Das dokumentiert ein Bericht des Geschichtsschreibers Herodot über ein angebliches Sprachexperiment des ägyptischen Königs Psammetichos. Dieser wollte nämlich, offenbar schon infiziert durch das theoretische und methodische Denken der Griechen, experimentell nachweisen, dass das ägyptische Volk das älteste Volk auf Erden sei und dass es eine angeborene Sprache gebe. Um das zu beweisen übergab er einem Hirten zwei neugeborene Kinder, die dieser gut zu versorgen hatte. Er sollte dann feststellen, welche Wörter sie aus eigenem Antrieb zuerst äußern würden, wenn sie die Phase des Schreiens und Lallens hinter sich gebracht hätten. Angeblich hätten diese Kinder dann das Wort *Bekos* als Bezeichnung für Brot geäußert. Nachforschungen hätten dann ergeben, dass dieses Wort bei den Phrygiern als Bezeichnung für Brot verwendet würde. Daraufhin habe Psammetichos dann akzeptiert, dass die Phrygier und nicht die Ägypter das älteste Volk seien.¹³⁹

Wenn man nun aber die Etymologie weder in Anspruch nimmt, um nachzuweisen, dass es eine angeborene Sprache und nicht nur eine Disposition zur Erlernung einer Sprache gibt, noch dazu, um aus den jeweiligen Bausteinen für Wörter deren ursprüngliche bzw. richtige Bedeutung zu ermitteln, dann muss man nach anderen Begründungen für etymologische Untersuchungen Ausschau halten. Diese lassen sich unter dem Stichwort *genetisches Prinzip* zusammenfassen, das in didaktischen Überlegungen schon immer eine wichtige Rolle gespielt hat. Es besagt, dass man nicht nur die Bedeutung von Wörtern, sondern auch die Bedeutungen von sozialen Institutionen und insbesondere von Gesetzen dadurch besser verstehe, dass man deren Entstehungs- und Verwendungsgeschichte näher ins Auge fasse bzw. die Probleme, die durch adäquate Begriffe und Institutionen gelöst werden sollten.

¹³⁸ Platon: a.a.O. 432d, S. 173.

¹³⁹ Herodot: Historien. 2. Buch, Kap. 2, 1963³, S. 99 f. Vgl. dazu auch W. Köller: Narrative Formen der Sprachreflexion, 2006, S. 121–141.

Wenn man etymologische Analysen in dieser Perspektive vornimmt, dann gewinnen diese auf ganz natürliche Weise immer eine anthropologische Relevanz. Es kommt dann nämlich primär nicht zu einer antiquarisch orientierten Bestandsaufnahme der Bedeutungsgeschichte von Wörtern bzw. ihres faktischen Bedeutungswandels, sondern vor allem dazu, die Faktoren zu erfassen, die Einfluss auf Wort- und Begriffsbildungsprozesse genommen haben bzw. nehmen können. Das setzt dann allerdings voraus, dass die Etymologen auf eine ganz natürliche Weise zu einer kognitiven Eigenbewegung gezwungen werden, um ihre Sicht auf sprachliche Sinnbildungsprozesse zu variieren und zu präzisieren.

Auf diese Weise bekommen Wörter dann nicht nur eine historische Tiefendimension, sondern auch eine polyfunktionale Sinnbildungsfunktion, die definierten Fachbegriffe in den formalisierten Wissenschaftssprachen beispielsweise nicht zukommt. Unser etymologisches Wissen über die Genese von Wörtern fördert auf diese Weise zugleich auch unsere hermeneutische Sensibilität für die potentiellen Sinndimensionen von Wörtern bzw. für ihre sinnvollen Verwendungsmöglichkeiten in unterschiedlichen Kontexten und Sprachspielen. Auf diese Weise können wir dann auch eine Freiheit von den normativen Implikationen von Fachsprachen gewinnen, die das Spektrum unserer perspektivischen Wahrnehmungen naturgemäß nicht nur präzisieren, sondern auch einengen. Das soll nun an einigen exemplarischen Beispielen näher erläutert werden.

Dabei lässt sich dann auch gut verdeutlichen, dass unsere schwer verständlichen Abstrakta mit ihren großen Begriffsumfängen sehr oft auf ganz konkrete Einzelerfahrungen zurückgehen, die dann verallgemeinert werden. Ein sinnfälliges Beispiel dafür ist im Deutschen das Wort *Kummer*, das über das mhd. Wort *kumber* auf das gallo-romanische Wort *comboros* zurückgeht, mit dem ursprünglich etwas Zusammengestürztes bezeichnet worden ist bzw. der Trümmerhaufen, der von einem wohlgeordneten Bauwerk übrig geblieben ist. Diese sehr konkrete Einzelerfahrung wurde dann sprachlich so generalisiert, dass damit alle Beschwerlichkeiten und Nöte bezeichnet werden konnten, die subjektiv denselben Effekt auf Individuen ausüben können. Auf diese Weise konnte dann ein ikonisches Zeichen zu einem abstrakten Ordnungsbegriff werden, der sich auf alle Tatbestände ausdehnen ließ, die ähnliche subjektive Reaktionen auslösen konnten, seien es nun enttäuschende Erfahrungen, misslungene Anstrengungen, Krankheiten, Verluste usw. Diese etymologischen Implikationen des nhd. Wortes *Kummer* verdeutlichen sehr schön, dass Menschen prinzipiell geistig dazu disponiert sind, ihre jeweiligen konkreten sinnlichen Erfahrungen nicht nur als individuelle Tatbestände wahrzunehmen, sondern auch als ikonische Zeichen, die in der Lage sind, zu abstrakten Ordnungsbegriffen zu führen.

Ein ähnlicher Strukturzusammenhang lässt sich auch für das Abstraktum *Sinn* ausmachen. Dieses nhd. Wort geht etymologisch auf das ahd. Wort *sind* zurück, das zunächst so viel wie *Weg*, *Richtung* oder auch *Reise* bedeutet hat. Diese ursprüngliche Bedeutung schimmert heute noch in den Wörtern *Uhrzeigersinn* durch bzw. in dem Wort *Sinnsuche* als einem genuinen Interesse für die Überwindung von Unübersichtlichkeiten und Problemsituationen. Auch in dem Wort *Gesindel*, mit dem ursprünglich die meist übel beleumundete Gefolgschaft von Adligen auf Reisen bezeichnet worden ist, klingt diese ursprüngliche Bedeutung des Wortes *Sinn* ansatzweise noch an.

Eine gute Hilfe für das Verständnis der komplexen Bedeutung des Wortes *Wahrheit* bietet auch dessen etymologische Herkunftsanalyse, insofern auf diese Weise die anthropologische Relevanz unserer Wahrheitsvorstellungen sehr deutlich hervortritt. Rein systematisch lässt sich der Begriff der Wahrheit nämlich kaum befriedigend definieren. Das belegen die sehr unterschiedlichen philosophischen Wahrheitstheorien sehr deutlich, die zwar alle wichtige Aspekte der Wahrheitsproblematik erfassen, aber kaum dessen genuine anthropologische Relevanz (Korrespondenztheorie, Kohärenztheorie, Konsenstheorie usw.). Aus diesem Grunde ist es dann auch hilfreich, sich mit der komplexen Etymologie des Wortes *Wahrheit* zu befassen, weil man sich auf diese Weise gut vergegenwärtigen kann, warum Menschen sich immer wieder mit dem Wahrheitsproblem beschäftigt haben. Dabei kann es dann allerdings meist weniger darum gehen, sich einen kohärenten Wahrheitsbegriff zu erarbeiten, sondern eher darum, die lebensrelevanten Aspekte des Wahrheitsphänomens zu erfassen, die gerade in dessen Benennungsgeschichte recht gut zum Ausdruck kommen.

Unser heutiger Terminus *Wahrheit* geht einerseits auf das ahd. Wort *wara* zurück, welches ein weites Bedeutungsspektrum gehabt hat (Treue, Vertrag, Bündnis usw.). Zunächst hat es nämlich vor allem dazu gedient, die Gewahrsamspflichten zu bezeichnen, die man für die Aufbewahrung fremdes Eigentum zu übernehmen hatte. Dieses inzwischen ausgestorbene Wort wurde dann mit dem ebenfalls verlorengegangenen ahd. Wort *heit* kombiniert, das so viel wie *Gestalt* bedeutet hat. Dadurch entstand dann ein Kompositum, das die Funktion hatte, semantisch hervorzuheben, dass einem ganz bestimmten sprachlichen Vorstellungsinhalt auch ein verlässlicher und vertrauenswürdiger Sinngehalt zugeordnet werden konnte.

Diese etymologischen Hintergründe unseres Wahrheitsbegriffs verdeutlichen, dass mit ihm ursprünglich weniger die zutreffende sprachliche Abbildung eines vorgegebenen Sachverhalts thematisiert werden sollte, die gleichsam einen vorgegebenen Tatbestand auf der Ebene der Sprache verdoppelte, sondern eher eine verlässliche und tragfähige Vorstellung von etwas, die dabei hilfreich

werden konnte, konkrete menschliche Handlungsprozesse erfolgreich werden zu lassen. Das dokumentiert sich auch heute noch darin, dass wir das Adjektiv *wahr* als Attribut nicht nur dazu benutzen können, konkrete Aussagen oder Behauptungen als realitätshaltig und zutreffend zu qualifizieren, sondern auch bloße Vorstellungen und Begriffsbildungen, was etwa die sprachlichen Wendungen *wahres Wort* oder *wahre Liebe* exemplifizieren.

Interessant ist in diesem Zusammenhang, dass es im Hebräischen mit dem Wort *ämät* eine Vorstellungsbildung für das Phänomen der Wahrheit gibt, die ganz ähnliche etymologische Wurzeln hat. Dieses Wort geht nämlich auf ein Verb zurück, das so viel wie *fest sein* oder *tragfähig sein* bedeutet hat. Daher ließ sich im Hebräischen dann auch alles mit dem Wort *ämät* erfassen, was mit Geboten und Handlungen im Einklang stand, die etwas Zuverlässiges geschaffen haben oder schaffen können.¹⁴⁰

Auch das Wort *Elend* lässt sich als eine Überschrift für eine aufschlussreiche Sinnbildungsgeschichte verstehen, wenn wir uns dessen etymologische Herkunft vergegenwärtigen. Es zeigt nämlich sehr schön, dass wir uns abstrakte Phänomene oft über ganz konkrete Einzelerfahrungen zu vergegenwärtigen versuchen, die einen bestimmten Typus von Erfahrungen generalisieren. Das neuhochdeutsche Wort *Elend* geht nämlich historisch auf die ahd. Wortbildung *eli-lenti* (anderes/fremdes Land) zurück und verdeutlicht, dass die Flucht oder die Übersiedlung in ein fremdes Land als ein normatives Exempel für Beschwerden vielerlei Art verstanden werden kann.

Die Frage nach den etymologischen Wurzeln von Wörtern hat natürlich auch immer zu vielfältigen Spekulationen geführt, die allerdings oft eher ein sinnbildendes Wunschdenken offenbaren als konkrete Tatsachen. Oft wurden in mittelalterlichen etymologischen Spekulationen nämlich bloße Lautähnlichkeiten dazu missbraucht, konkrete Sachanalogien zu postulieren, was dann oft ziemlich merkwürdige Blüten trieb. So wurde beispielsweise das lateinische Wort *amicus* (Freund) auf die sprachliche Zusammensetzung *animi custos* (Wächter der Seele) zurückgeführt.

Insbesondere in der sogenannten Volksetymologie gab es vielfältige Spekulationen darüber, wie man aus der Form- bzw. Lautgestalt eines Wortes Rückschlüsse auf seine Bedeutung ableiten könne. Das hat dann nicht nur etwas mit dem Phänomen der Lautmalerei zu tun (Kuckuck), sondern mit der Intention, sich unverständliche Komposita wieder verständlich zu machen, wenn nämlich bestimmte Wortbestandteile von ihnen inzwischen verlorengegangen waren. Das

140 Vgl. K. Koch: Der hebräische Wahrheitsbegriff im griechischen Sprachraum. In: H. R. Müller-Schwefe (Hrsg.): Was ist Wahrheit? 1965, S. 47–65.

exemplifiziert beispielsweise die Wortprägung *Maulwurf* sehr schön. Dieses Wort geht nämlich auf das ahd. Wort *mūwerf* (Haufenwerfer/Erdwerfer) zurück. Dieses Kompositum war nämlich unverständlich geworden, als das ahd. Wort *mū* ausgestorben war und die ursprüngliche Bezeichnung daher nicht mehr als ein durchsichtiges Wort spontan verständlich war. Deshalb kam dann die Bezeichnung *Maulwurf* in Umlauf, die ja sachlich auch wieder motiviert war.

Die Grundvorstellung der seriösen Etymologie, dass man über die Rekonstruktion von Wortgeschichten etwas über die elementaren semantischen Differenzierungsbedürfnisse der Menschen erfahren kann, ist sicherlich richtig, obwohl volksetymologische Erklärungen dieses Verfahren nicht selten eher karikieren als bestätigen. Diese Gefahren zeigen sich auch in der Spätphilosophie Heideggers, in der er seine phänomenologischen Analysen gerne mit etymologischen Überlegungen und Spekulationen beginnt. Das ist einerseits aufschlussreich, weil damit die sprachlichen Hintergründe phänomenologischer Sinnbildungsanstrengungen verdeutlicht werden können, aber andererseits auch problematisch, weil die ursprünglichen Wortbildungen nämlich nicht prinzipiell adäquater und tiefgründiger sind als die späteren. Etymologische Überlegungen sind nämlich faktisch allenfalls als ein methodischer Ansatz anzusehen, um die Genese von kulturellen und Vorstellungsbildungen aufzudecken und zu beurteilen.

Die These des späten Heideggers, dass die Sprache gleichsam selbst spreche, da sich in ihr ein elementares Wissen von der Welt manifestiert habe, und dass wir gleichsam in die Höhe fielen, wenn wir uns den kognitiven Vorbahnungen der alten Sprachformen anvertrauten, ist deshalb durchaus mit Vorsicht zu genießen. Kulturhistorisch gesehen ist diese Vorstellung allerdings nicht absurd, da sich in allen Sprachformen durchaus ein anthropologisch nützliches Erfahrungswissen speichern kann. All das mag eine Aussage aus Heideggers Spätwerk illustrieren. „*Die Sprache spricht. Wenn wir uns in den Abgrund, den dieser Satz nennt, fallen lassen, stürzen wir uns nicht ins Leere weg. Wir fallen in die Höhe.*“¹⁴¹

Dieselbe Vorsicht ist auch hinsichtlich einer anderen metaphorischen These Heideggers angebracht: „*Die Sprache ist das Haus des Seins.*“¹⁴² Diese thematisiert allenfalls einen phänomenologischen Denkansatz unter anderen, aber keinen normativen. Alle historischen und gegenwärtigen Formen der Sprache lassen sich nämlich als wichtige Indizien menschlicher Sinnbildungsanstrengungen verstehen, die allerdings immer einer semiotischen historischen Interpretation bedürfen. Die Tatsache, dass Wörter gebildet worden sind und dass

141 M. Heidegger: *Unterwegs zur Sprache*. 1982², S. 13

142 M. Heidegger: a.a.O., S. 166.

sie evolutionär überlebt haben, ist nämlich durchaus ein Hinweis darauf, dass sie pragmatisch und anthropologisch nicht völlig willkürlich in die Welt gesetzt worden sind und dass sie natürlich auch immer einem ganz bestimmten historischen Wandel unterliegen.

Ein besonders aufschlussreiches Beispiel dafür ist beispielsweise der evolutionäre bzw. historische Wandel des Wortes *Revolution*. Mit diesem haben sich nämlich kulturgeschichtlich sehr unterschiedliche semantische Objektivierungsintentionen verbunden, die eine allgemeingültige normative Definition des Revolutionsbegriffs faktisch unmöglich machen, da sie uns allenfalls zeitgebundene Definitionen ermöglichen, über die wir uns ganz bestimmte Wahrnehmungsperspektiven für das Phänomen der Revolution präzisieren können. Die historische und pragmatische Relevanz des Wortes *Revolution* ergibt sich nämlich vor allem dadurch, dass dieses ganz im Sinne des dreistelligen Zeichenverständnisses von Peirce mit ziemlich unterschiedlichen historischen Interpretanten verbunden werden kann, die dann zu recht unterschiedlichen Objektvorstellungen für dieses Wort bzw. für diesen Begriff führen können. Diese Inhaltsvorstellungen schließen einander allerdings kulturgeschichtlich nicht völlig aus, sondern ergänzen sich eher, weil sie auf unterschiedliche Aspekte des Revolutionsphänomens aufmerksam machen können und weil sie es außerdem ermöglichen, das Wort *Revolution* in ganz unterschiedlichen Sprachspielen zu verwenden.

Alle semantischen Verstehensmöglichkeiten des Wortes *Revolution* stehen allerdings in einem aufschlussreichen Fließgleichgewicht zueinander, das sich auch mit Hilfe der Denkfigur der *Gleichzeitigkeit des Ungleichzeitigen* erläutern lässt, die allerdings in der Kunstwissenschaft, Soziologie und Geschichtswissenschaft bisher eine viel wichtigere Rolle gespielt hat als in der Sprachwissenschaft.¹⁴³ Diese Denkfigur ist sprachtheoretisch gesehen durchaus fruchtbar, weil sich durch sie der Aspektreichtum historischer Ordnungsbegriffe sehr gut verdeutlichen lässt. Dieser Reichtum ist uns durch unser Sprachgefühl als einer Manifestationsweise unseres intuitiven Sprachwissens zwar auch zugänglich, aber er bedarf dennoch immer wieder einer expliziten entstehungsgeschichtlichen Analyse.

In rein oralen Kulturen prägt sich natürlich das Bewusstsein für die Gleichzeitigkeit des Ungleichzeitigen nicht so deutlich aus wie in literalen Kulturen, weil wir hier über die Lektüre verschriftlichter alter Texte immer wieder mit dem Problem der unterschiedlichen Gebrauchsweisen von Wörtern konfrontiert werden und damit dann auch mit dem Problem des historischen Bedeutungswandels

143 Vgl. W. Köller: Die Zeit im Spiegel der Sprache. 2019, S. 89–111.

von Wörtern. Das zeigt sich beispielsweise gerade am Beispiel des Bedeutungswandels des Wortes *Revolution* sehr deutlich.

Etymologisch basiert das Wort *Revolution* auf dem lateinische Verb *revolvere* (zurückdrehen). Dementsprechend wurde das lateinische Substantiv *revolutio* zunächst in der Astronomie auch dazu verwendet, um den Umlauf eines Planeten um seinen jeweiligen Fixstern zu bezeichnen bzw. seine Rückkehr zu seinem ursprünglichen Ausgangspunkt. Dieses Verständnis des Wortes *Revolution* dokumentiert beispielsweise recht klar der Titel des Hauptwerkes von Kopernikus aus dem Jahre 1543: *De revolutionibus orbium coelestium* (Über die Umläufe der Himmelskörper).

Als dann das Wort *Revolution* 1688 in Englischen metaphorisch aus dem astronomischen auch in den politischen Sprachgebrauch übernommen wurde, da hatte es zunächst auch noch eine deutliche restaurative Grundbedeutung. Das politische und ideologische Grundverständnis der *Glorreichen Revolution* gegen die absolutistischen Herrschaftsformen der Stuarts bestand nämlich darin, die alte ständische Grundordnung des Staates wieder herzustellen. Das faktische Ergebnis der *Glorreichen Revolution* war dann allerdings nicht die Wiederherstellung der alten Staatsordnung, sondern durchaus etwas ziemlich Neues, was zunächst allerdings nicht sehr deutlich auffiel, nämlich die faktische Einführung einer Parlamentsherrschaft im Kontrast zu einer dominanten Königsherrschaft, was dann auch durch die *Bill of Rights* von 1689 recht klar besiegelt wurde.

Erst durch die Erfahrung der *Französischen Revolution* von 1789 und der *Russischen Revolution* von 1917 verschob sich die Semantik des Wortes *Revolution* dann allerdings so, dass nun mit diesem Terminus ein gewaltsamer Umsturz bezeichnet wurde, der auch die Ausbildung von ganz neuen Ordnungs- und Staatstrukturen beinhaltet. Darüber sollte man aber nicht vergessen, dass auch diese beiden Revolutionen restaurative Komponenten hatten. In beiden Revolutionen wurde nämlich angestrebt, einen verlorengegangenen gesellschaftlichen Naturzustand wieder herzustellen, der sich durch die Stichworte *Freiheit*, *Gleichheit*, *Brüderlichkeit* bzw. *klassenlose Gesellschaft* andeuten lässt.

Diese historische Transformation des Wortes bzw. des Begriffs *Revolution* implizierte dann auch, dass sich das Analogisierungspotential des Wortes *Revolution* im Laufe der Zeit entscheidend verschoben hat, weil nun mit ihm primär nicht mehr die Rückkehr zu einem früheren Zustand thematisiert wurde, sondern eher die Aufhebung alter Macht- und Ordnungsstrukturen zugunsten neuer. Das faktische Ergebnis dieser beiden exemplarischen historischen Revolutionen hat dann dazu geführt, dass heute Revolutionen als soziale, politische und rechtliche Umbrüche verstanden werden können bzw. als Beseitigung alter Strukturen und

Institutionen zugunsten neuer, was dann je nach den aktuellen Denkprämissen natürlich als positiv oder negativ beurteilt werden kann.

Auf diese Weise hat der Begriff der Revolution im Laufe der Zeit eine gewisse Janusköpfigkeit bekommen, weil mit ihm sowohl auf Altes oder in Auflösung Begriffenes aufmerksam gemacht werden kann als auch auf Neues und Zukunftsträchtiges. Das berechtigt dann durchaus dazu, Revolutionen auch mit der Denkfigur der *Gleichzeitigkeit des Ungleichzeitigen* in Verbindung zu bringen, die ursprünglich eher dafür geprägt worden war, um auf die latenten Spannungen zwischen den Gestaltungsformen der einzelnen Künstler in der Kunstgeschichte aufmerksam zu machen.